

Spellerberg, Annette

Working Paper

Lebensstile und Wohnverhältnisse

WZB Discussion Paper, No. FS III 97-403

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Spellerberg, Annette (1997) : Lebensstile und Wohnverhältnisse, WZB Discussion Paper, No. FS III 97-403, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), Berlin

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/50184>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Veröffentlichungen der Abteilung *Sozialstruktur und Sozialberichterstattung* des
Forschungsschwerpunktes *Sozialer Wandel, Institutionen und Vermittlungsprozesse*
des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung

FS III 97-403

Lebensstile und Wohnverhältnisse

Annette Spellerberg

April 1997

Abteilung „Sozialstruktur und
Sozialberichterstattung“
im Forschungsschwerpunkt III

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB)
• Reichpietschufer 50 • D-10785 Berlin
Telefon 030-25 491 -0

Das vorliegende Dokument ist die pdf-Version zu einem Discussion Paper des WZB. Obwohl es inhaltlich identisch zur Druckversion ist, können unter Umständen Verschiebungen/Abweichungen im Bereich des Layouts auftreten (z.B. bei Zeilenumbrüchen, Schriftformaten und –größen u.ä.). Diese Effekte sind softwarebedingt und entstehen bei der Erzeugung der pdf-Datei. Sie sollten daher, um allen Missverständnissen vorzubeugen, aus diesem Dokument in der folgenden Weise zitieren:

Spellerberg, Annette: Lebensstile und Wohnverhältnisse.
Discussion Paper FS-III 97-403. Berlin : Wissenschaftszentrum, Berlin, 1997 .
URL: <http://bibliothek.wz-berlin.de/pdf/1997/iii97-403.pdf>

Bilder zum Dokument: <http://bibliothek.wz-berlin.de/pdf/1997/iii97-403bilder.pdf>

Abstract

Lebensstile werden in den Sozialwissenschaften vor allem aus sozialstruktureller Perspektive diskutiert. Der Raumbezug von Lebensstilen ist demgegenüber ein eher unterbelichteter Forschungsgegenstand. In diesem Arbeitspapier werden lebensstilspezifische Wohnbedürfnisse auf theoretischer und empirischer Ebene diskutiert. Aus der Literatur bekannte Thesen über den Zusammenhang von Lebensstilen und Standortwahl oder die Verteilung von Lebensstilen in Städten werden anhand des "Wohlfahrtssurveys 93", einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland, die einen Zusatzfragebogen zu Lebensstilen enthielt, empirisch überprüft. Es hat sich unter anderem gezeigt, daß in West- wie in Ostdeutschland jede Lebensstilgruppe in jedem Bundesland und in jedem Ortstyp anzutreffen ist, zugleich aber charakteristische Schwerpunkte festzustellen sind. In Westdeutschland sind Stadt-Land-Differenzen im Hinblick auf die Lebensstilverteilung von geringerer Bedeutung als in Ostdeutschland.

In einem zweiten Teil werden Ergebnisse von qualitativen Interviews präsentiert. Es wurden Gruppendiskussionen in ganz unterschiedlichen Wohngebieten in West- und Ostberlin sowie in Westdeutschland durchgeführt, um Wohn Verhältnisse und Wohnbedürfnisse spezifischer Bevölkerungsgruppen detailliert zu ergründen. Die Nutzung und Bewertung von Wohnung, Wohngegend, Nachbarschaft und die Mobilitätsbereitschaft standen im Mittelpunkt dieser Untersuchung. Interviews sowie Photos von den betreffenden Wohnungen und Wohngegenden vermitteln einen bildlichen Eindruck von lebensstilspezifischen Wohnformen.

In social sciences most of the time we discuss life styles from a socio-structural perspective, whereas regional aspects are seldomly stressed. In this paper housing needs of various life styles are analysed on a theoretical and empirical level. From literature we know, that different life styles prefer special areas and certain quarters in towns. To examine this empirically, the Welfare survey 1993 was interpreted, which is a representative survey on living conditions and subjective well-being, including a supplementary section on life styles. One main finding was that in West Germany as well as in East Germany each life style can be found in each "Bundesland" and in each type of town, but that there are typical patterns. In West Germany urban-rural differences are less important than in East Germany.

In a second part results from a qualitative study are presented. We carried out group discussions in different quarters of Berlin and in West Germany in order to analyse housing conditions and housing needs of different population groups. In this study we focused on the use and the evaluation of flats as well as the judgement of surroundings, relationships between neighbours and residential mobility. Interviews and photos of the different flats und surroundings give an idea of life style-specific forms of housing.

Inhalt

Einleitung	3
1 Der Raumbezug von Lebensstilen	5
2 Wohnstandorte und Haushaltsstrukturen: Sechs Beispiele	23
3 Wohnsituation und Wohnwünsche	27
4 Zusammenfassung: Ergebnisse im Hinblick auf den Zusammenhang von Lebensstilen und Wohnen	38
Anmerkungen	40
Literatur	41
Anhang	45

Einleitung

In diesem Beitrag werden Wohnverhältnisse und Wohnwünsche von unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen diskutiert. Dabei geht es nicht um eine sozio-ökonomische oder ethnische Differenzierung, sondern um Wohnverhältnisse unterschiedlicher Lebensstile. In der alten Bundesrepublik führten Enttraditionalisierungstendenzen und Wohlstandssteigerungen zu einer Pluralisierung von Lebensstilen sowie von Haushalts- und Familienformen. Pluralisierung von Lebensstilen bedeutet eine Ausweitung von Handlungsmöglichkeiten und Lebensentwürfen, die sich auch auf den Wohnbereich erstreckt. Diese Tendenzen bilden den Ausgangspunkt für das Projekt "Lebensstile, Wohnbedürfnisse und Mobilitätsbereitschaft"¹, in dessen Rahmen dieser Beitrag entstanden ist. In diesem Projekt soll der Zusammenhang von Wohnen und Lebensstilen auf repräsentativer Basis detailliert untersucht werden. Nicht zuletzt geht es darum, das Instrument der Lebensstile auf seine Aussagefähigkeit für die Raumnutzung zu überprüfen und mit den zentralen, konkurrierenden Konzepten der Lebensphase oder der sozialen Schichtung zu vergleichen.

Wir gehen von der These aus, daß die Wohnung und der Wohnstandort zentrale Bedeutung für die Ausbildung, Darstellung, Abgrenzung und Festigung von Lebensstilen haben. Wir möchten erfahren, inwieweit bestimmte Wohnungen, Wohngegenden und Orte spezielle Lebensstile anziehen und andere abstoßen. Weiterhin soll ermittelt werden, ob je nach Lebensstil unterschiedliche Wichtigkeiten und Bewertungen im Hinblick auf Wohnung, Wohnumfeld, Wohnungsgröße, Ausstattung, Image oder Infrastruktur des Standorts bestehen. Nach Lebensstilen ausdifferenzierte Wohnbedürfnisse sind bislang zumeist nur ausschnitthaft für bestimmte Lebensstilgruppen untersucht worden, z.B. die Bevölkerung aufgewerteter Stadtbezirke (Blasius, Dangschat 1990; Blasius 1996; Dangschat 1994a), von Berufsgruppen (Noller, Ronnenberger 1994) oder bestimmter Städte (Giegler 1994; Klocke 1993). Wenige Studien befassen sich im Kontext von Lebensstilen und Wohnen mit der Gesamtbevölkerung (Bourdieu 1987; Burda 1991; Pappi, Pappi 1978; Richter 1989; Silbermann 1991; 1993).

Mit den in Westdeutschland insgesamt stark verbesserten Wohnbedingungen in den Nachkriegsjahrzehnten haben sich die Ansprüche an die Wohnung, an Betätigungsmöglichkeiten innerhalb der Wohnung und an das Wohnumfeld stark erweitert. Mit steigendem Standard sind beispielsweise Individualisierung und Selbstdarstellung durch die Art der Wohnungseinrichtung wichtiger geworden. Auch in den letzten Jahren der DDR war Individualisierung kein Widerspruch mehr zum offiziellen Wohnleitbild, nach dem die sozialistische Lebensweise gefördert werden sollte: "1988 war in 'Kultur im Heim' zum ersten Mal über unterschiedliche soziale Gruppen in der DDR zu lesen, die auch unterschiedliche Lebensstile hatten: 'Schon zwischen den 'Buden' eines Studenten der Architektur, eines Physik- oder eines Medizinstudenten bestehen erhebliche Unterschiede'" (Godau 1994: 114). Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland, unter anderem bei der Wohnungseinrichtung, sollen in dem Projekt und auch in den hier vorgestellten Ergebnissen eine wichtige Untersuchungsdimension bilden.

* Das Projekt "Lebensstile, Wohnbedürfnisse und Mobilitätsbereitschaft" wird im Auftrag der "Wüstenrot-Stiftung Deutscher Eigenheimverein e.V." (Laufzeit von März 1996 bis März 1998) als Kooperationsprojekt zwischen der Freien Universität Berlin und dem Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung durchgeführt und von Prof. Dr. Wolfgang Zapf geleitet; Mitarbeiterinnen sind Annette Spellerberg und Nicole Schneider.

Im Zentrum dieses Beitrags stehen zwei empirische Voruntersuchungen zu einer Repräsentativbefragung zu Lebensstilen, Wohnbedürfnissen und Mobilitätsbereitschaft, die Ende 1996 durchgeführt wurde. Zum einen werden Ergebnisse einer Bevölkerungsumfrage von 1993¹ präsentiert, in der wir Lebensstile in West- und Ostdeutschland erhoben haben (Spellerberg 1993; 1996). Zwar bildete das Thema Wohnen nicht den eigentlichen Untersuchungsgegenstand, jedoch sind zentrale Indikatoren zum Lebensbereich Wohnen vorhanden, so daß erste Aussagen zur Wohnsituation verschiedener Lebensstile gemacht werden können. Zum anderen wurden im Frühsommer 1996 sechs Gruppendiskussionen in deutlich voneinander unterscheidbaren Wohngebieten durchgeführt, um Varianten von Wohnverhältnissen und -bedürfnissen auch qualitativ zu ergründen. Implizit sind wir von der Prämisse ausgegangen, auf diesem Wege unterschiedliche Lebensstilgruppen anzutreffen. Ziel dieser Teiluntersuchung war es, die Nutzung und Bedeutung von Wohnung und Wohnumfeld in verschiedenen Wohngebieten und bei verschiedenen Lebensstilgruppen zu eruieren. Diese kleinere qualitative Studie sollte zudem Hinweise auf Wohnbedürfnisse von Befragten geben, um den Fragebogen für die repräsentative Bevölkerungsumfrage zu erstellen.

Der vorliegende Beitrag gliedert sich in folgende Teile: Zunächst wird der Raumbezug von Lebensstilen behandelt. Die Verteilung von Lebensstilen in Stadt und Land, die lebensstilspezifische Auswahl bestimmter Stadtbezirke sowie Fragen der Inneneinrichtung sind die zentralen Themen, die im Zusammenhang mit Wohnen und Lebensstilen diskutiert werden. Vorab werden einige Hintergrundinformationen zu den unterschiedlichen Wohnverhältnissen in West- und Ostdeutschland sowie von verschiedenen Haushaltstypen gegeben. Die Darstellung auf allgemeiner Ebene erachten wir als notwendig, um die räumlichen und sozialstrukturellen Grundlagen für die Differenzierung von Lebensstilen nicht aus dem Blick zu verlieren. In diesem Abschnitt werden Thesen aus der Literatur einigen Ergebnissen aus dem Wohlfahrtssurvey 1993 gegenübergestellt. In diese repräsentative Bevölkerungsumfrage war ein Fragebogen zur Ermittlung von Lebensstilen integriert (Spellerberg 1996). Damit liegt eine Lebensstiltypologie für West- und Ostdeutschland vor (für die Bevölkerung bis zum Alter von 61 Jahren), mit der näherungsweise geprüft werden kann, in welchem Zusammenhang Lebensstile und Wohnen stehen. Für den Wohnbereich werden klassische Indikatoren zur Messung von Lebensqualität in diesem Bereich erhoben, unter anderem Ortstyp, Wohnfläche sowie Zufriedenheiten mit der Wohngegend und der Wohnung. Damit können die ersten grundlegenden Fragen beantwortet werden: Lassen sich unterschiedliche Muster des Wohnens nach Lebensstilen identifizieren, und wie wird die Wohnsituation von verschiedenen Lebensstilgruppen bewertet?

Im zweiten Abschnitt wenden wir uns den Gruppendiskussionen zu. Es werden die sozialstrukturellen Eckdaten, die für die ausgewählten Wohngebiete vorliegen, präsentiert; sie illustrieren beispielhaft allgemein aufzeigbare Tendenzen der Verteilung bestimmter Haushaltsformen und Lebensstilgruppen auf West- und Ostdeutschland sowie auf verschiedene Ortstypen.

Im dritten Abschnitt werden die Ergebnisse der Interviews präsentiert. Anhand eines Gesprächsleitfadens wurde nach dem Schnitt, der Nutzung und der Einrichtung der jeweiligen Wohnungen gefragt. Im Hinblick auf die Wohngegend interessieren uns die Infrastruktur am Ort, das Verhalten im Wohngebiet und die Einschätzung der Nachbarschaft. In das Thema "Veränderungswünsche" beziehen wir die derzeitige Wohnung, die Umzugsbereitschaft und präferierte Wohnlagen ein. Es wird sich zeigen, daß die sechs Beispiele durchaus als typisch für bestimmte Haushaltsformen und Lebensstile gelten können und spezifische Problemkonstellationen und Präferenzen deutlich werden, die den jeweiligen Wohnstandort betreffen. Die im Zuge der Befragung aufgenommenen Photos von Wohnungen und Wohnstandorten sollen darüber hinaus einen bildlichen Eindruck vermitteln, wie unterschiedlich die Befragten wohnen - und wohnen wollen. Interviews und Photos vermitteln einen Einblick in verschiedene Lebensstile und "Wohnwelten" in Deutschland.

1 Der Raumbezug von Lebensstilen

Im Begriff Lebensstil klingt ein Grad von Freiwilligkeit und Neigung zur Stilisierung an, der es notwendig macht, die unterschiedlichen Spielräume zu skizzieren, die sich aus unterschiedlich ausgeprägter Verfügbarkeit, Größe und Ausstattung der Wohnungen in West- und Ostdeutschland ergeben können. Die heutigen Wohnverhältnisse in West- und Ostdeutschland werden daher zunächst kurz beschrieben, denn sie sind als Hintergrund für die Möglichkeiten und Grenzen der Wohnraumnutzung von Bedeutung. Die großen Unterschiede in der Bausubstanz, der Wohnfläche und Siedlungsstruktur zwischen West- und Ostdeutschland sollen bei der Betrachtung von Lebensstilen nicht außer acht gelassen werden. Es kann vermutet werden, daß die generell kleineren Wohnungen und die häufiger vorhandenen monotonen Wohngebiete in Ostdeutschland weniger Spielraum für individuelle Entfaltung als großzügigere Wohnungen bieten. Umgekehrt waren die Wohnungen in der DDR äußerst günstig im Mietpreis (von 0,80 bis 1,25 M/qm), und die Mietverhältnisse waren praktisch unkündbar. Hieraus könnte eine größere Wohnsicherheit und möglicherweise auch eine engere Bindung an die Wohnung entstanden sein, als dies bei westdeutschen Mietverhältnissen möglich ist. Wie werden nun die unterschiedlichen Wohnungen in West und Ost von den Befragten genutzt und bewertet?

Die Wohnverhältnisse spielen im Leben der Menschen eine zentrale Rolle, und ihre Qualität hängt von dem erreichten Lebensstandard unmittelbar ab. Die Wohnung ist für den unmittelbaren Lebenserhalt ebenso wie für die Freizeitgestaltung von zentraler Bedeutung. In Deutschland wird die Freizeit zu etwa zwei Dritteln der Zeit in den eigenen vier Wänden verbracht (Berg, Kiefer 1987). Nichterwerbstätige halten sich den überwiegenden Teil des Tages in der Wohnung auf. Im Westen der Bundesrepublik ist alles in allem ein guter Wohnstandard vorhanden, während sich die Situation in Ostdeutschland schlechter darstellt.

Im Westen wohnt die Hälfte und in Ostdeutschland ein Drittel der Haushalte in Ein- bzw. Zweifamilienhäusern. Ein deutlich höherer Anteil der Wohnungen in den neuen Ländern befindet sich in Mehrfamilienhäusern, vor allem in Großsiedlungen. Die sogenannten Plattenbauten sind hier häufiger anzutreffen; dort leben 20% der Bevölkerung. Die Wohnungen haben heute zumindest im Durchschnitt eine erhebliche Größe erreicht: Einer Person stehen 38 qm Wohnfläche zur Verfügung (in Ostdeutschland 30 qm). Unterversorgt sind vor allem größere Haushalte, d.h. solche, in denen Kinder leben. Während nahezu alle Wohnungen im alten Bundesgebiet ein Badezimmer aufwiesen, ist in Ostdeutschland die Ausstattung deutlich schlechter: Jede neunte Wohnung verfügt hier nicht über ein Bad bzw. eine Dusche, und jede zehnte weist lediglich eine Außentoilette auf. Dies ist dem hohen Anteil an Altbauten geschuldet, die zu DDR-Zeiten kaum modernisiert wurden. Nachdem bis zu den 70er Jahren die Instandsetzung vorhandener Wohnungen die Wohnraumversorgung in der DDR sicherte, stand seit dieser Zeit der Wohnungsneubau an der Peripherie großer Städte im Mittelpunkt der Politik (Plattenbauten mit mehr als 10 Mietparteien). Die offizielle Statistik wies aus, daß seit Anfang 1970 etwa eine Million Wohnungen neu gebaut wurde - die Förderung von Eigenheimen spielte dabei nur eine geringe Rolle (Hinrichs 1996: 261).

Die Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland im Hinblick auf die Wohnverhältnisse sind unter anderem den verschiedenen Leitbildern zum Wohnen in beiden deutschen Staaten geschuldet. In Westdeutschland spielte bei der Wohnraumversorgung immer auch die Eigentumsbildung, das bürgerliche Wohnen und die Repräsentationsfunktion von Gebäuden und Wohnungen eine Rolle. In der DDR herrschten stärkere ökonomische Zwänge, und auch deshalb wurde das Leitbild des "modernen", zweckmäßigen, effektiven und preisgünstigen Wohnungsbaus gepflegt.

Die Privatwohnung sollte auch dazu dienen, bürgerlichen und individualistischen Tendenzen entgegenzuwirken. Eine starke Typisierung und Normierung der Bauten und Wohnungen - vor allem in den Plattenbau-Großsiedlungen - war die Folge. Die Wohnungen waren als Grundversorgung zur Lebenserhaltung sehr preisgünstigem Durchschnitt kleiner und auf wenige Grundformen reduziert, d.h. auf Kleinfamilien zugeschnitten. Die Verlagerung von Kindererziehung, Essenzubereitung und Wäschereinigung in gesellschaftliche statt private Zuständigkeit bewirkte unter anderem, daß die Küche als unbedeutender Arbeitsraum gesehen wurde, der ohne natürliches Licht und Belüftung auskommen konnte (im Westen wurden aus teilweise ähnlichen Gründen (kurze Wege, Kosten) die Küchen stark verkleinert). Auch die Möbel sollten in erster Linie funktional und sachlich sein. Üppige Dekorationen und Zierat wurden abgelehnt. "Diese Kollektivität der homogenen Masse als Ausdruck des Sozialismus wurde ideologisch wiederum gegen den Individualismus des Westens und die propagandistisch so interpretierte Inhomogenität seiner Wohnviertel gesetzt" (Passe 1994:41).

In Ostdeutschland ist außerdem eine andere Städtestruktur als im Westen gewachsen. Es gibt bis auf Berlin-Ost keine Millionenstadt; lediglich 13 Städte sind als Großstädte (mit mindestens 100 000 Einwohnern) zu bezeichnen, Mittelstädte und Dörfer überwiegen. Die Bewohner der neuen Länder leben in fast ebenso vielen Gemeinden wie die fünfmal so zahlreichen Einwohner der alten Länder (Friedrichs, Genosko, Häußermann, Strubelt 1996: 500).

Da die für das Bauen vorgesehenen Ressourcen in der DDR vorwiegend in die Verwaltungszentren und vor allem in die Großstädte fließen, war die Instandhaltung der Bausubstanz in den kleineren Orten vernachlässigt worden. Auch nach dem Umbruch richten sich die Fördermaßnahmen und Abschreibungsmöglichkeiten eher auf kapitalintensive Neubauten und Großprojekte als auf kleinteilige und aufwendige Instandsetzungsmaßnahmen. In den kleineren Ortschaften hat damit die Modernisierung des Stadtbildes und der Gebäude nicht wie im Westen der Bundesrepublik stattgefunden, so daß häufig Stadtstrukturen der Vorkriegszeit erhalten blieben. Trotz des historisch wertvollen Erbes wurde dem Verfall einzelner Häuser bzw. ganzer Stadtviertel bislang nicht wirkungsvoll begegnet.

Die Großstädte weisen aufgrund der unterschiedlichen Bauleitlinien und der ökonomischen Ressourcen ebenfalls eine andere Gestalt auf als die westdeutschen. Die Prinzipien "Ganzheitlichkeit" der Stadtgestaltung, "Planwirtschaft", "Zentralismus" der Entscheidungsprozesse und das verfassungsrechtlich abgesicherte volkseigene "Eigentum" an Grund und Boden hatten andere Stadtstrukturen zur Folge als die in der Bundesrepublik mit verschiedenen Akteuren dezentral vorgenommenen Planungen im Stadtraum unter letztendlich marktwirtschaftlichen Prämissen (Sahner 1996: 448). Für die Städte in der DDR lassen sich stichwortartig folgende Charakteristika nennen: Ein gewisser Monumentalismus im Stadtkern verweist auf das Ziel, sozialistische Erfolge zum Ausdruck zu bringen, hier finden auch die wichtigsten administrativen und kulturellen Stätten ihren Platz. Zugleich befinden sich innerhalb des Stadtkerns sowohl Industrien und Werkstätten als auch eine vergleichsweise dichte Wohnbebauung. Die Infrastruktur, Ver- und Entsorgungssysteme wurden jedoch weitgehend vernachlässigt, so daß die städtische Bevölkerung relativ schlechte Umweltbedingungen vorfand. Eine Zersiedelung der Fläche und eine Suburbanisierung wie im Westen fand nicht statt, statt dessen wurden an den Stadträndern die Großsiedlungen (mindestens 2 500 Wohnungen) errichtet, die insgesamt über zwei Millionen Wohnungen umfassen. Wie erwähnt, sind die zahlreichen Altbauten, die nicht von Flächensanierungen betroffen waren und in denen zu DDR-Zeiten häufig ältere Personen und Gruppen ohne hohes Sozialprestige wohnten, besonders vom Verfall betroffen. Aufgrund der zentralstaatlichen Verwaltung der Wohnungen, der

anderen Eigentumsauffassung und der angestrebten sozialen Nivellierung ist die sozio-ökonomische Segregation der Bevölkerung nach bestimmten Wohngebieten in Ostdeutschland bei weitem nicht so ausgeprägt wie im Westen der Bundesrepublik.

Die Lage auf dem Wohnungsmarkt war trotz der Verbesserungen in der Wohnsituation in West- wie in Ostdeutschland bis in die 90er Jahre hinein sehr gespannt. Während im Westen bereits 1991 auf 100 Wohnungen etwa 109 Haushalte kamen, also eine Wohnungsknappheit herrschte, war das Verhältnis in Ostdeutschland formal gesehen besser (95 Haushalte pro 100 Wohnungen; K. Zapf 1994: 377). Die Wohnungen waren jedoch zum erheblichen Teil in einem solch desolaten Zustand, daß sie unbewohnbar waren - und wegen fehlender Investitionen auch heute noch sind. Das mit der Wiedervereinigung geltende Prinzip "Rückgabe vor Entschädigung" führte zu ungeklärten Eigentumsverhältnissen vor allem beim Altbaubestand (mehr als ein Drittel aller Häuser in den neuen Bundesländern ist vor 1919 gebaut). Notwendige Instandsetzungsmaßnahmen sind damit auch nach der Wende verzögert oder teilweise auch verhindert worden. In Deutschland fehlten noch 1995 insgesamt mindestens zwei Millionen Wohnungen; vor allem an bezahlbarem Wohnraum herrschte Mangel. Sozial schwache Gruppen wie bestimmte Ausländergruppen, Arbeitslose oder kinderreiche Familien hatten in dieser Situation kaum eine Chance, sich auf dem freien Wohnungsmarkt zu behaupten. Die Mietbelastungen sind zudem seit den 60er Jahren stark gestiegen (von 13 % auf 21 % des verfügbaren Einkommens 1991 im Westen); vor allem bei Wohnungswechsel nahmen die Mietbelastungen beträchtlich zu (Wiegand 1993). Die Mietbelastung in Ostdeutschland betrug bei geringerem Einkommen 1993 durchschnittlich 13%. Vor allem in Städten lag nach der Wende jedoch das Mietniveau zum Teil auf westdeutschem Niveau, z.B. in Erfurt (13,50 DM Nettokaltmiete bei Neu Vermietung von Wohnungen mit mittlerer Ausstattung), Leipzig (12 DM) oder Gotha (10 DM) (Globus Kartendienst, IV. Quartal 1995). Seit etwa 1996 hat sich in beiden Landesteilen die Lage auf dem Wohnungsmarkt entspannt. Vor allem bei hochpreisigen Wohnungen übersteigt das Angebot die Nachfrage, aber auch günstigere Wohnungen sind heute wieder verfügbar, wie man der Tagespresse entnehmen kann. Zugleich liegen die Mietpreise bei Neuvermietungen nicht mehr so deutlich über den durchschnittlichen Wohnkosten wie noch vor wenigen Jahren.

Regionale Disparitäten zwischen West- und Ostdeutschland sind aus dem bisher Gesagten klar herauszulesen. In Westdeutschland ist trotz der Versorgungsengpässe ein relativ hohes Niveau in der Wohnungsgröße und Wohnqualität feststellbar. In Ostdeutschland liegt das Niveau in etwa bei dem Westdeutschlands Anfang der 70er Jahre. Vor allem die Qualität der Ausstattung liegt deutlich unter der im Westen, zugleich sind die Wohnungen günstiger im Mietpreis.

Das West-Ost-Gefälle stellt eine wichtige Dimension sozialräumlicher Differenzierung in der Bundesrepublik dar. Es ist nach weiteren Kriterien zu fragen, nach denen sich die Bevölkerung nach dem Wohnungsbestand - nach Größe, Qualität, Ausstattung und Lage - untergliedern läßt. Hier stehen Lebensstile im Blickpunkt des Interesses. Bei der Verteilung von Lebensstilen im Raum können im folgenden nicht alle Lebensstilstudien erwähnt werden, die sich ansatzweise mit dem Thema Wohnen befassen, und umkehrt können nicht alle Werke aus der Stadt- und Regionalsoziologie berücksichtigt werden, die sich Lebensstilen nähern. Es wird daher eine Auswahl von Studien getroffen, die die räumliche Verteilung von Lebensstilen und Fragen der Inneneinrichtung zum Gegenstand haben. Lebensstilstudien haben den sozialräumlichen Kontext bislang weitgehend ignoriert, was vor allem Dangschat kritisiert (1996). Das Wohnstandortverhalten wird zumeist im Kontext der Pluralisierung von Haushalts- und Familienformen analysiert. Die Verteilung von Lebensstilen in Stadt und Land wird hingegen nur selten untersucht (z.B. von Richter 1989,1994), zumeist steht die Verteilung von Lebensstilen innerhalb von Städten im Zentrum des Interesses.

Gibt es *den* städtischen und *den* ländlichen Lebensstil?

Die Merkmale "städtisch-urban" und "natürlich-grün" bilden die Pole verschiedener Standortqualitäten (Kraft 1985). Mit dem Leben auf dem Land werden z.B. Hauseigentum, eine gesündere Umwelt, ein stärkeres soziales Zusammenleben und niedrigere Lebenshaltungskosten verbunden. Die Stadt steht für Berufsleben, Bildung, kulturelle Angebote, ein reichhaltiges Warenangebot und auch spezialisierte gesundheitliche Betreuung (Baur 1983:284). Die Präferenzen für verschiedene Wohnlagen - auch innerhalb der Stadt - unterscheiden sich in erster Linie nach der Familienorientierung (Krämer 1992; Wagner 1989; Blasius 1996). Diese Art sozialräumlicher Segregation zu untersuchen, ist eine klassische Perspektive der Stadt- und Regionalsoziologie, da die ausdifferenzierten Haushaltsstrukturen eine wesentliche Rolle für die veränderten Ansprüche an die Wohnverhältnisse spielen. Insbesondere die ungleiche Streuung von Familienhaushalten in städtischen und ländlich geprägten Wohngebieten und die Bevorzugung der Innenstadt durch "neue Haushaltstypen" sind hier von Bedeutung (Spiegel 1986; Blasius 1996; Dangschat 1994a).

In der Bundesrepublik ist die "Normalfamilie" mit männlichem Ernährer, Hausfrau und Kindern längst keine Selbstverständlichkeit mehr. Die klassischen biographischen Abläufe haben sich verschoben, indem die Heirat und die Geburt von Kindern später erfolgen, die Phase der Elternschaft sich durch eine geringere Zahl von Kindern und die Erwerbstätigkeit von Müttern verkürzt und die Nachelternphase deutlich verlängert ist. Daneben haben sich Formen etabliert, die eine Pluralisierung familiären und außerfamiliären Lebens bewirkt haben. Zu den sogenannten "neuen Haushaltstypen" (Spiegel 1986) zählen kinderlose Paare, gleichgültig ob verheiratet oder unverheiratet, zusammen oder getrennt lebend, jüngere Alleinlebende, Alleinerziehende, Wohngemeinschaften und Familien mit mehreren Standorten. Das verbreitete Streben nach Selbstbestimmung, nach einer stärker gleichberechtigten Rolle der Frau und der Wunsch nach sozialer Nähe haben auch neue Formen des Wohnens entstehen lassen. Insgesamt ist die Anzahl der Haushalte im Westen seit den 60er Jahren um die Hälfte gestiegen (Stahmer u.a. 1996: 584); sie sind kleiner geworden, und die Ansprüche an die jeweiligen Standorte haben sich ausdifferenziert (Spiegel 1986; W. Zapf 1987; K. Zapf 1994). "Nach den zum Thema vorliegenden Studien ist der Freisetzungsprozeß aus den traditionellen - bislang aber noch immer dominanten - Wohnstilen bei den 'Neuen Haushaltstypen' (...) am weitesten fortgeschritten" (Herlyn, Scheller, Tessin 1994: 96). Vor allem die "neuen Haushaltstypen" bevorzugen eher innerstädtische Wohnquartiere. Besserverdienende Paare ohne Kinder und Alleinlebende haben deutlich höhere Ansprüche an die Wohnfläche. Ein Vergleich der Haushaltsgrößen mit den Wohnungsgrößen verdeutlicht die gewachsenen Ansprüche im Westen: Während 1991 lediglich 18% der Haushalte aus vier und mehr Personen bestanden, hatten 42% des Wohnungsbestandes vier und mehr Räume. In den neuen Bundesländern ist wegen der zentralstaatlichen Bewirtschaftung und der prinzipiell kleiner gebauten Wohnungen diese Diskrepanz kaum vorhanden: 21% große Haushalte im Vergleich zu 25% großer Wohnungen (K. Zapf 1994: 377). Diejenigen, die in 4-Personen-Haushalten lebten, hatten 1993 im Westen durchschnittlich 28 qm und in Ostdeutschland 21 qm Wohnfläche zur Verfügung, während Alleinlebende 63 qm in Westdeutschland bzw. 52 qm in Ostdeutschland bewohnten (Scheewe 1995c: 751).

Der Anteil von Singles in Großstädten ist zum Beispiel doppelt so hoch wie auf dem Land (28% im Vergleich zu 13% im Westen und 20% im Vergleich zu 8% im Osten Deutschlands; Schulze Buschoff 1996: 196). Dabei verteilen sich die Bewohner westdeutscher Städte in spezifischer Weise. Singles bevorzugen am ehesten die Innenstädte, wegen der geringeren Distanz zu den

"Gelegenheiten", die diese Bevölkerungsgruppe im Alltag benötigt: Arbeits- und Ausbildungsplatz, kommunikative Orte und differenzierte "Szenen", d.h. Kneipen, Kinos, Restaurants und Subkultur, sowie die Nähe von Menschen mit ähnlichen Lebensstilen. In den westdeutschen innenstadtnahen Gebieten findet sich auch das entsprechende Wohnungsangebot: großzügige, nicht normierte Wohnungen in Gründerzeitbauten, die seit den 70er Jahren zunehmend saniert und modernisiert wurden².

Unter dem Aspekt, für Kinder geeignete Wohn- und Spielverhältnisse zu schaffen, sind in den vorangegangenen Jahrzehnten Familien, die es sich leisten konnten, aus der Stadt in die Vororte und umliegenden Dörfer größerer Städte gezogen. Die geringeren Lebenshaltungskosten, die Nähe zu Grünflächen sowie die mit der Motorisierung und mit dem Ausbau der Verkehrswege verbesserten Möglichkeiten zu pendeln, sind die Hauptfaktoren, die eine Suburbanisierung bewirkten. Die Bildung von Wohneigentum spielte dabei ebenfalls eine nicht unerhebliche Rolle. Im Vergleich zur teuren Stadtmiete erscheint die Belastung durch Kreditrückzahlungen auf längere Sicht geringer. Außerdem bietet das Wohnen in Eigentum größere Unabhängigkeit und Wohnsicherheit und durch die Wohnungsgröße auch bessere Wohnqualität. Nicht zuletzt spielt die Vorstellung einer Familienidylle eine große Rolle, als solidarische Emotionalität, identitätsstiftendes Moment und als Schutzschild gegenüber einer tendenziell feindlichen Umwelt. "Dies ist die Familienwohnung - am vollkommensten realisiert im Eigenheim, wo Person, Familie und Haus sich zur 'Heimat' verschmelzen" (Häußermann, Siebel 1992: 94). Nach wie vor ist der Wunsch, in einem freistehenden Einfamilienhaus zu wohnen, stark ausgeprägt, auch bei der jüngeren Bevölkerung und bei Alleinwohnenden. Aus ökologischen Gründen ist diese Wohnform in der regionalsoziologischen Diskussion jedoch stark umstritten.

Im Ergebnis bewirkt die Standortwahl der zunehmenden Zahl nichtfamiliärer Haushalte eher eine Wiederbelebung der Innenstädte als eine weitergehende Suburbanisierung, die in den 60er und 70er Jahren die Hauptrichtung von Standortveränderungen kennzeichnete. Noch für die 70er Jahre konstatiert Häußermann: "Die Innenstadtgebiete waren Übergangsgebiete mit instabiler Bevölkerung, die sich zunehmend sozial segregierte, da die Randwanderung selbst sozial selektiv war: Auswanderer waren Aufsteiger, gut verdienende, junge Familien mit Kindern. Zurück blieben die A-Gruppen: die Armen, die Alten, die Ausländer, die Auszubildenden und Alleinstehenden" (Häußermann 1988: 80). Heute zeigt sich, "... daß die Anzahl der Haushaltsformen, für die eine höhere Affinität zu inner- bzw. großstädtischen Wohnstandorten diskutiert wird, sowohl absolut als auch relativ stark angestiegen ist, wohingegen diejenigen Haushaltsformen, denen eine stärkere Neigung zum Wohnen an der Peripherie bzw. in ländlichen Gebieten unterstellt wird, zahlenmäßig sowohl absolut als auch relativ zurückgegangen sind (Krämer 1992:41; ebenso Schulze zur Wiesch 1988:45).

Aus diesen Ausführungen ergibt sich, daß das Wohnstandortverhalten in erster Linie nach dem Vorhandensein von Kindern differiert. Die neuen Haushaltstypen haben nicht das Bedürfnis, auf das Dorf oder an den Stadtrand zu ziehen, weil sie keine Freiflächen für Kinder benötigen, sondern eine Infrastruktur, die außerhäusliche Freizeitaktivitäten, Arbeitsplatz- und Ausbildungsplatznähe und kommunikationsfreundliche Orte bündelt. Mit dem Vorhandensein von Kindern steigt auch die Neigung zu Eigenheimen, die in der Regel Kindern mehr Platz und Bewegungsmöglichkeiten bieten als Mietwohnungen. Dieser Trend wird aufgrund stärker familienbezogener Förderungsprogramme auch weiterhin anhalten. Ärmere Bevölkerungsschichten, zu denen häufig auch Familien mit Kindern zählen, haben allerdings geringere Chancen, am Ort und in der Wohnung ihrer Wahl zu wohnen.

In Ostdeutschland sind vorrangig Familienhaushalte mit modernen Wohnungen in Plattenbauten versorgt worden, so daß sich auch hier eine sozialräumliche Segregation findet, die vor allem nach dem Alter noch deutlich stärker ausgeprägt ist als im Westen. Diese Altersmonostruktur wird möglicherweise zu großen Problemen in bestimmten Wohngegenden führen. Zugleich spielt die räumliche Zuordnung nach dem Einkommen in Ostdeutschland bisher nur eine untergeordnete Rolle. Hier sind seit etwa 1994 schubartige Suburbanisierungsprozesse in Gang gesetzt worden, die eine stärkere sozialräumliche Segregation nach sozio-ökonomischen Kriterien und nach der Haushaltsform erwarten lassen (Friedrichs, Genosko, Häußermann, Strubelt 1996: 497; Herfert 1996; Herlyn, Harth 1996: 274; Sahrer 1996: 466ff.). Zu unterscheiden ist dabei jedoch nach stagnierenden Städten (z.B. Neubrandenburg, Hoyerswerda oder Bitterfeld) mit geringerem Suburbanisierungspotential und dynamischen Städten wie etwa Leipzig, Potsdam oder Dresden. Bei vergleichbaren finanziellen Mitteln entscheiden zunehmend Aspekte des Lebensstils, wer in umliegende Dörfer von größeren Städten zieht, wer am Standort wohnen bleibt und wer innerhalb des Stadtgebietes umzieht.

Die Untersuchung unterschiedlicher Haushaltstypen in Stadt und Land ist die klassische Perspektive der Stadt- und Regionalsoziologie. Wie verhält es sich aber, wenn das vergleichsweise neue Konzept der Lebensstile zur Untersuchung sozialräumlicher Differenzierung eingesetzt wird?

Bourdieu (1987) ist einer der wenigen Autoren, die sich direkt mit dem Zusammenhang von Wohnen, Wohnlage und Lebensstilen beschäftigt haben. In seinem Hauptwerk "Die feinen Unterschiede" hat er unter anderem überprüft, ob sich Lebensstile in spezifischer Weise im Raum verteilen. Das eigentliche Interesse Bourdieus gilt dem Zusammenhang von sozialer Stellung, Kultur und Herrschaft. Er zeigt, daß sich soziale Klassen nicht nur hinsichtlich der sozioökonomischen Lage ihrer Mitglieder, sondern auch hinsichtlich ihrer kulturellen Verhaltensweisen und Geschmacksmuster unterscheiden, und daß zwischen diesen Dimensionen systematische Beziehungen bestehen. Seiner Theorie entsprechend werden soziale Auseinandersetzungen und Klassenkämpfe immer auch in Form von Kämpfen um den "legitimen" Geschmack und damit als Lebensstilauseinandersetzungen geführt. Diese Prozesse überträgt er ohne große Umschweife auf die Raumnutzung: Je nach Klassenlage treten unterschiedliche Vorlieben für Wohnlagen und Wohnungsausstattungen auf. Die Konkurrenz um Raum und die Verfügung über bestimmte Quartiere ist seiner Theorie entsprechend eine Dimension von Lebensstilkonflikten.

Für die Wahl des Wohnorts konstatiert Bourdieu ein Modell von Zentrum und Peripherie, nach dem die herrschenden Schichten, die eine "ästhetische Einstellung" an den Tag legen, die Nähe zu den "legitimen" kulturellen Gelegenheiten suchen und daher vorzugsweise in der Hauptstadt wohnen. Die Kapitale ist damit Hauptsitz des Kapitals. Mit steigender Entfernung vom Zentrum sinkt der Anteil der herrschenden Klasse. In kleineren und ländlichen Gemeinden dominieren seiner Theorie entsprechend Lebensstile, die "Prätention" (Kleinbürger) oder einen "Notwendigkeitsgeschmack" (untere soziale Schichten) zum Ausdruck bringen.

Das von Bourdieu entworfene Modell von Zentrum und Peripherie, je nach herrschenden bzw. beherrschten Lebensstilen, ist nicht umstandslos auf das Deutschland Ende der 90er Jahre übertragbar (die Untersuchung Bourdieus stammt von 1967). Es kann davon ausgegangen werden, daß allein die Suburbanisierungsprozesse der 60er und 70er Jahre, gerade in bessergestellten Bevölkerungsschichten, für unscharfe Grenzen zwischen Stadt und Land gesorgt haben. Die Verteilung der Lebensstilgruppen³ auf verschiedene Gemeindegrößen, die mit Daten des Wohlfahrtssurveys 1993 berechnet wurde, belegt diese Annahme, da im Westen kein signifikanter Stadt-Land-Unterschied festzustellen ist! Suburbanisierungsprozesse und der Ausbau der Infrastruktur haben ihre Wirkung gezeigt: In Städten und Dörfern sind hochkulturelle Lebensstile anzutreffen, ebenso wie sich

Tabelle 1 : Lebensstile nach Ortstyp (Zeilenprozente)

	Ländl. Dorf	Dorf, Stadt- nähe	Ländl. Klein- stadt (bis 30.000)	Indu- strielle Klein- stadt (bis 30.000)	Stadt, wenig Indu- strie, bis 100.000	Stadt, viel Indu- strie, bis 100.000	Groß- stadt	Vorort Groß- stadt
Lebensstile in Westdeutschland								
1. Hochkulturell Interessierte	12	10	11	13	10	9	29	8
2. Etablierte Berufsorientierte	11	14	15	7	4	9	28	13
3. Fortschrittlich Engagierte	7	9	14	11	3	4	44	9
4. Häusliche Unterhaltungs- suchende	21	12	18	11	5	12	16	6
5. Pragmatisch Arbeits- orientierte	19	11	14	6	9	8	22	12
6. Vielseitig Expressive	7	20	7	8	16	2	27	14
7. Freizeitorientiert Gesellige	18	14	8	13	9	7	23	9
8. Zurückgezogen Lebende	25	16	12	4	13	2	25	4
9. Freizeitaktive Traditionelle	21	10	20	9	9	5	16	10
Insgesamt (n=1 564)	16	12	14	9	8	7	25	9
Lebensstile in Ostdeutschland								
1. Hochkulturell Vielseitige	15	11	15	17	11	2	28	1
2. Erlebnisorientierte Häusliche	34	10	15	15	10	2	13	2
3. Familien- und Arbeits- orientierte	12	5	15	14	14	2	32	7
4. Arbeits- und Sport- orientierte	3	3	8	13	14	8	43	6
5. Vielseitig Expressive	32	9	16	9	12	1	18	3
6. Freizeitorientierte Sportler	30	14	16	16	6	5	12	2
7. Zurückgezogen Lebende	31	18	17	13	8	6	6	3
8. Konforme Sicherheitsorientierte	9	9	10	16	12	6	31	8
9. Freizeitaktive Traditionelle	20	13	23	18	9	2	14	2
Insgesamt (n=776)	20	10	15	15	11	4	23	4

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1993; eigene Berechnungen

traditionelle, ortsverbundene Lebensstile in allen Gemeindetypen finden lassen. Lediglich einige Tendenzen lassen sich ausmachen, wie z.B. die bevorzugte Wohnlage in Großstädten von "hedonistischen, engagierten, jüngeren Menschen mit vielseitigen kulturellen Interessen" (Typ 3) oder Vorlieben für das Dorf von der eher familienorientierten, jüngeren Gruppe (Typ 4) und den beiden traditionellen, älteren Lebensstiltypen (Typ 8 und 9; vgl. Tabelle 1).

In Städten sind damit jüngere, besser gebildete Lebensstilgruppen mit vielseitigen kulturellen Interessen und etablierte Lebensstiltypen mit hochkulturellen Interessen eher vertreten als Menschen mit traditionellen oder familienorientierten Lebensstilen. Auch der jugendliche Lebensstil mit Vorliebe für leichte Unterhaltung, Fernsehen und Sport ist in dieser Kombination in Städten unterrepräsentiert. Vermutlich bietet die Stadt mehr Gelegenheiten, so daß dort kulturelle Interessen verschiedenster Form ausgeprägt und ausgelebt werden können.

In Ostdeutschland lassen sich die Lebensstile eindeutiger bestimmten Ortstypen zuordnen. Das bedeutet, daß die Möglichkeiten, die die verschiedenen Gemeindegrößen bereithalten, wohl noch sehr unterschiedlich sind oder aber die Bewohner der verschiedenen Ortstypen nicht über die gleichen Ressourcen wie im Westen verfügen. Der "pragmatische, arbeitsorientierte, gut Situierte (Typ 4) lebt beispielsweise in erster Linie in der Großstadt - hier sind die qualifizierten Arbeitsplätze zu finden, während der vergleichbare Typ im Westen (Typ 5) über alle Gemeindegrößen streut, mit leicht überdurchschnittlichem Anteil in Vororten und Dörfern. Suburbanisierungsprozesse kommen in Ostdeutschland jedoch erst seit 1993/94 in Gang - dafür jedoch schubartig (Herfert 1996) -, so daß zu vermuten ist, daß sich bereits heute diese wohlsituierte Gruppe breiter auf die Ortstypen verteilt. Die hochkulturell interessierten Arbeits- und Familienorientierten (Typ 1) leben hingegen in Orten aller Größen, der Besuch etablierter kultureller Veranstaltungen ist offensichtlich auch in den neuen Ländern flächendeckend möglich. Menschen, die nicht an der traditionellen Hochkultur interessiert sind, sind dagegen offensichtlich benachteiligt. Der "hochkulturelle" Bereich ist nicht in dem Maße von Schließungen betroffen gewesen wie die Breitenkultur. Die fehlenden außerhäuslichen Beschäftigungen der großen jüngeren Gruppe der "häuslich Erlebnisorientierten" (Typ 2) und der älteren Gruppe von "zurückgezogen Lebenden" (Typ 7) weisen auf negative Wirkungen fehlender Infrastruktureinrichtungen für das breite Publikum auf dem Land hin. Demnach bestehen in ländlichen Regionen zu wenige Gelegenheiten, in der unmittelbaren Wohnumgebung differenzierte Freizeiterfahrungen zu sammeln.

Lebensstile in ausgewählten Bundesländern

Im Wohlfahrtssurvey 1993 haben sich ebenfalls bestimmte Schwerpunkte bei der Verteilung von Lebensstilen auf die Bundesländer ergeben. Diese sind jedoch schwierig zu interpretieren, da die Länder in sich so disparat sind, daß über nähere Zusammenhänge nur spekuliert werden kann. Um die Standortwahl bestimmter Lebensstiltypen näher zu illustrieren, haben wir die Stadtstaaten Hamburg, Bremen und Berlin zusammengefaßt und analysiert, welche Lebensstile typischerweise in den Stadtstaaten häufiger auftreten als in anderen Ländern, und mit den Anteilen eines nördlichen Flächenstaats (Niedersachsen) und einer südlichen, eher traditionellen Region (Bayern), verglichen. Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die Verteilung der Lebensstilgruppen in den drei ausgewählten Gebieten.

Zwischen Niedersachsen und Bayern zeigen sich weniger Differenzen als zwischen den beiden Ländern und den Stadtstaaten. In Niedersachsen ist die jüngere, außerhäuslich aktive Gruppe sowie der freizeitorientierten Geselligen (Typ 7) sowie die Gruppe der pragmatisch Berufsorientierten (Typ 5) unterrepräsentiert, während traditionelle häusliche Lebensstile überrepräsentiert sind. Vor allem die freizeitaktiven, ortsverbundenen "Heimwerker und Gärtner" (Typ 9) bilden hier einen großen Teil der Bewohner. In Bayern sind die ersten beiden, bessergestellten, hochkulturell interessierten Gruppen unterrepräsentiert, während die traditionellen Stile häufiger vorkommen. Die größte Gruppe bilden die "zurückgezogen Lebenden", das sind in erster Linie Frauen zwischen 50 und 60 Jahren, die wenig Interesse an kulturellen Formen zeigen und auch sozial kaum integriert zu sein scheinen. In den Stadtstaaten zeigt sich erwartungsgemäß ein ganz anderes Bild, da über die Hälfte der Bevölkerung den ersten drei Gruppen angehört, die an der etablierten Kultur teilnehmen. Fast ein Viertel der Bewohner von Hamburg, Bremen und Berlin kann den "vielseitig engagierten Fortschrittlichen" zugerechnet werden.

Die Verteilung könnte auch auf eine unterschiedliche Alterszusammensetzung der Bevölkerung in den Bundesländern schließen lassen; dies ist jedoch nicht der Fall. Damit wird in Westdeutschland ansatzweise eine regionalspezifische Streuung von Lebensstilen erkennbar. Und wie sieht es in den neuen Ländern aus? Auch hier haben wir uns für die Auswahl von drei Ländern entschieden.

In Ostdeutschland fällt vor allem Sachsen im Hinblick auf die Verteilung von Lebensstilen auf - hier liegen die größeren Städte Leipzig, Dresden und Chemnitz. Die hochkulturell interessierte und gut gebildete Gruppe 1 und die ebenfalls sozial Bessergestellten, pragmatisch Berufsorientierten (Gruppe 4) wohnen in erster Linie in diesem Bundesland und seltener in Sachsen-Anhalt oder im landwirtschaftlich geprägten Mecklenburg-Vorpommern. Auch die freizeitaktiven Bastler und Gärtner (Gruppe 9) sind häufiger in dieser Region anzutreffen. Dies sind insgesamt eher privilegierte Lebensstile oder solche, die ein vergleichsweise hohes Wohlbefinden aufweisen, wie die neunte Gruppe (vgl. Spellerberg 1996). In Mecklenburg-Vorpommern leben die bessergestellten Gruppen (Typ 1 und 4) noch seltener als in Sachsen-Anhalt. In diesem Bundesland (oder auch in Thüringen) ist häufig die Gruppe der "erlebnisorientierten Häuslichen" (Typ 2) vorzufinden, die Abwechslung wünschen, aber eher zu Hause vor dem Fernseher die Zeit verbringen, ebenso wie die jüngeren "freizeitorientierten Sportler" (Typ 6), die stark konformen und sicherheitsorientierten Älteren (Typ 8) und die "stilbewußten Familien- und Arbeitsorientierten" (Typ 6). Dies sind eher unauffällige und auf den häuslichen Bereich bezogene Lebensstile. Damit kann auch für die ostdeutschen Lebensstile eine spezifische regionale Verteilung festgestellt werden, der mit der

Tabelle 2: Die Verteilung von Lebensstilen in ausgewählten westdeutschen Bundesländern (Zeilenprozente)

	Typ1	Typ 2	Typ 3	Typ 4	Typ 5	Typ 6	Typ 7	Typ 8	Typ 9	
	Ganzheitlich, kulturell Interessierte	Etablierte, beruflich Engagierte	Vielseitig aktive Hedonistische	Häuslich Unterhaltungs-suchende	Pragmatisch Berufsorientierte	Expressiv Vielseitige	Freizeitorientierte Gesellige	Zurückge-zogen Lebende	Traditionell freizeitaktive Ortsverbundene	Fallzahl
Niedersachsen	11	15	12	15	9	2	8	12	17	186
Bayern	6	11	11	13	13	8	10	16	13	284
Stadtstaaten	18	13	23	4	22	2	7	5	6	109
Insgesamt	10	13	10	14	14	4	13	11	11	
Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1993; eigene				Berechnungen						

Tabelle 3: Die Verteilung von Lebensstilen in ausgewählten ostdeutschen Bundesländern (Zeilenprozente)

	Typ 1	Typ 2	Typ 3	Typ 4	Typ 5	Typ 6	Typ 7	Typ 8	Typ 9	
	Hochkulturell Interessierte	Erlebnisorientierte Häusliche	Stilbewußte Familien- u. Arbeitsorientierte	Pragmatisch Berufsorientierte	Expressiv Vielseitige	Hedonistische Freizeitsportler	Zurückge-zogen Lebende	Konforme Traditionelle	Traditionell freizeitaktive Ortsverbundene	Fallzahl
Mecklenburg-Vorpommern	7	21	15	7	13	17	3	15	2	98
Sachsen-Anhalt	10	18	16	13	5	17	9	8	7	145
Sachsen	17	13	7	18	8	12	5	10	10	233
Insgesamt	12	19	9	15	7	13	7	10	9	

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1993; eigene Berechnungen

aktuelleren und detaillierter zu analysierenden Umfrage im Projekt "Lebensstile, Wohnbedürfnisse und Mobilitätsbereitschaft" genauer nachgegangen wird, z.B. hinsichtlich der Unterschiede von Stadt und Land oder der Infrastruktur an den Wohnorten.

Für Österreich liegt ebenfalls eine repräsentative Studie vor, deren Ergebnisse der Bourdieu'schen These von Zentrum und Peripherie je nach kulturell interessierten Lebensstiltypen widersprechen. Richter (1989; 1994) hat eine kommerzielle Studie (Austrian Life Style 1987) unter dem Gesichtspunkt reanalysiert, ob typische städtische Lebensstile in Österreich existieren. Er differenziert zwischen sechs Wertetypen und zehn Verhaltenstypen, die er auf ihre Verteilung auf Gemeindegrößenklassen und Bundesländern hin untersucht. Seine Analysen stimmen mit den hier vorgestellten Ergebnissen für Westdeutschland weitgehend überein: Alle Verhaltensstile kommen überall vor, wobei das Spektrum je nach Ortstyp in spezifischer Weise gewichtet ist. In kleineren Orten dominieren z.B. religiöse oder gesellig konventionelle Verhaltensweisen, während in größeren Orten "die kultur- und bildungsbewußte Persönlichkeit" überwiegt (Richter 1989: 661). Bei der Betrachtung der Verteilung von Lebensstilen auf die verschiedenen österreichischen Bundesländer kommt er zu einem ähnlichen Resultat: In jedem Bundesland findet er alle Lebensstilgruppen, wobei sich die Bundesländer durch die jeweiligen dominanten Lebensstile in gewissem Maße charakterisieren lassen.

Zugleich geht Richter davon aus, daß die Verhaltensstile in Städten und in kleineren Gemeinden unterschiedlich gelebt werden. Durch die Kombination von Wertetypen und Verhaltenstypen hat er beispielsweise empirisch ermittelt, daß in Dörfern eine alternative Orientierung nicht mit kulturellen Interessen einhergeht. "Fast bin ich versucht zu sagen: am Land ist der Alternative hedonistisch, in der Stadt asketisch" (ebenda: 664). Die auf den ersten Blick gleichen Lebensstile erfahren in seinen Augen spezifische Prägungen, die auf die örtlichen räumlichen Bedingungen zurückzuführen sind. In einer weiteren Veröffentlichung zu diesem Thema führt er aus, daß in den Städten der Wertkonservatismus, d.h. die Einhaltung von Normen und Sitten, seltener anzutreffen ist als auf dem Land und Wertinnovationen daher nicht auf dem Land stattfinden (Richter 1994: 363). "Auch das bestätigt die Vermutung, daß wir in der Stadt nicht den Gegensatz zur Tradition sehen müssen, sondern vielmehr kennzeichnet Wertepluralität städtisches Leben" (ebenda: 364).

Bewertung der Wohnsituation

Mit den Daten des Wohlfahrtssurveys kann ebenfalls geprüft werden, wie die verschiedenen Lebensstilgruppen ihre Wohnungen und Wohnlagen sowie Kontaktmöglichkeiten bewerten. Die folgende Tabelle gibt hierüber Auskunft. Außerdem wurde ein objektiver Indikator aufgenommen: der jeweilige Anteil der Bevölkerung, der in Wohnungen mit einer Anzahl von Räumen lebt, die niedriger ist als die Anzahl der Personen im Haushalt.

Die Bewertung von Lebensbereichen wird im Wohlfahrtssurvey mit Fragen nach der Zufriedenheit gemessen. Mit der Wohnung und der Wohnumgebung ist etwa die Hälfte der Westdeutschen sehr zufrieden. Von den guten Bewertungen der eigenen Wohnung weichen die verschiedenen Lebensstilgruppen kaum ab. Die Zahl der "häuslichen Unterhaltungssuchenden" und der "pragmatisch Arbeitsorientierten", die auch häufiger in Familienhaushalten und beengt wohnen, liegt unter

Tabelle 4:
Subjektive und objektive Merkmale von Wohnen nach Lebensstilen

Lebensstile im Westen	Zufrieden mit der Wohnung ¹	Zufrieden mit der Wohn- gegend	Beengt wohnen ²	Gute Kontaktmög- lichkeiten	Insgesamt (Fallzahl)
Hochkulturell Interessierte	46	46	6	84	163
Etablierte Berufsorientierte	59	65	6	94	195
Fortschrittlich Engagierte	45	39	1	91	154
Häusliche	48	57	22	75	220
Interhaltungssuchende					
Pragmatisch Arbeitsorientierte	42	49	15	83	226
Vielseitig Expressive	64	55	5	91	63
Freizeitorientierte Gesellige	46	51	14	87	200
Zurückgezogen Lebende	48	50	12	65	167
Freizeitaktive Traditionelle	60	62	9	90	173
Insgesamt (%)	50	53	11	84	1561

Lebensstile im Osten	Zufrieden mit der Wohnung ¹	Zufrieden mit der Wohn- gegend	Beengt wohnen ²	Gute Kontaktmög- lichkeiten	Insgesamt (Fallzahl)
Hochkulturell Vielseitige	23	21	22	74	98
Erlebnisorientierte Häusliche	16	31	36	77	134
Familien- und Arbeitsorientierte	35	29	31	71	76
Arbeits- und Sportorientierte	21	32	16	81	106
Vielseitig Expressive	32	36	13	76	56
Freizeitorientierte Sportler	12	32	20	83	59
Zurückgezogen Lebende	29	41	13	31	68
Konforme Sicherheitsorientierte	31	43	19	65	91
Freizeitaktive Traditionelle	35	47	11	70	87
Insgesamt (%)	24	34	22	72	775

1 Werte 9 und 10 auf der Zufriedenheitsskala von 0 bis 10.

2 Weniger als ein Raum pro Person.

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1993; eigene Berechnungen

dem Durchschnittswert. Bei der Bewertung der Wohngegend zeigt sich ein leicht differenziertes Bild, da hier die zweite Gruppe der "etablierten Berufsorientierten" deutlich positiv und die dritte Gruppe der "fortschrittlich Engagierten" negativ vom Durchschnitt abweichen. Beides sind Gruppen, die materiell gut ausgestattet sind und über ein hohes Bildungsniveau verfügen. Die erste Gruppe lebt häufiger in Vororten von Städten und Dörfern, also seltener in den Zentren von Großstädten, während die dritte Gruppe ein klarer Großstadttyp ist. Die unterschiedlichen Gelegenheiten, die bei diesen bessergestellten Lebensstiltypen angesichts ihrer finanziellen Situation relativ freiwillig gewählt erscheinen, werden damit ganz unterschiedlich bewertet. Auffällig ist außerdem, daß der dritte Typ nicht beengt wohnt, während die jüngeren Familienhaushalte (Typ 4) häufiger beengt wohnen, was jedoch nicht zu einer stark unterdurchschnittlichen Zufriedenheit führt. Unter mangelnder sozialer Integration und schlechten Kontaktmöglichkeiten leidet vor allem die achte Gruppe der "zurückgezogen Lebenden", die häufiger in Dörfern lebt.

In Ostdeutschland liegt das Niveau der Zufriedenheiten generell unter dem des Westens. Die Spannweite der Bewertung nach Lebensstilen ist hier größer. Unzufrieden mit der Wohnung sind vor allem zwei jüngere Gruppen, die zu einem hohen Anteil in Familienhaushalten leben, als erwachsenes Kind im Haushalt (Freizeitorientierte Sportler) oder als Erwachsener mit eigenen Kindern (Erlebnissuchende Häusliche). Vergleichsweise zufrieden - und zwar in Städten und Dörfern, wenn auch auf unterschiedlichem Niveau - sind die "stilbewußten Arbeits- und Familienorientierten", obwohl über ein Drittel dieser Gruppe beengt wohnt. Hier bleibt zu prüfen, ob es Hinweise bei der Innenausstattung gibt, die dieses hohe Zufriedenheitsniveau mit der Wohnung erklären. Bemerkenswert ist weiterhin, daß weniger als ein Drittel der "zurückgezogen Lebenden" (Typ 7) äußert, gute Kontaktmöglichkeiten zu haben. Offensichtlich spielen die mangelnden objektiven Möglichkeiten in den Dörfern eine große Rolle, denn wenn diese Gruppe in der Stadt lebt, liegt die Bewertung der Wohngegend einen Skalenpunkt über dem Wert dieser Gruppe, die auf dem Dorf lebt (7,6 im Vergleich zu 6,6). Dieses Argument wird dadurch gestützt, daß in der Regel die Wohnungen und die Wohngegend auf dem Dorf deutlich besser bewertet werden als städtische Wohnverhältnisse. Dies trifft insbesondere für die sozial bessergestellten Gruppen zu, deren Zufriedenheit mit der Wohngegend mit der Größe der Städte abnimmt (Mittelwerte für Gruppe 1: Dorf- 8,9 (n=10); Mittelstädte - 6,8; Großstädte - 5,7; Mittelwerte für Gruppe 4: Dorf- 8,0 (n=18); Mittelstädte - 7,4; Großstädte - 6,0). Diese Gruppen bilden damit das Potential für die zunehmenden Suburbanisierungsprozesse.

Gibt es eine spezifische Verteilung von Lebensstilen in der Stadt?

Die spezifische Verteilung von Haushaltsformen auf den Stadtkern und den Stadtrand je nach Familienorientierung ist bereits im vorhergehenden Abschnitt erwähnt worden. Mit dem Einzug von "neuen Haushaltstypen" in die Innenstädte wird zusätzlich das Problem der Gentrification bzw. Gentrifizierung verknüpft, das einen Schwerpunkt in der Diskussion um Lebensstile und Wohnen bildet. Mit dem Prozeß der "Gentrification" ist die Aufwertung innerstädtischer Wohnquartiere durch einen Austausch sozial schwächerer Schichten durch Bessergestellte und der damit einher-

gehende Wandel der Infrastruktur gemeint, der für einige Gebiete in westdeutschen Städten als belegt angesehen werden kann, z.B. in Köln (Blasius 1993), Hamburg (Droth, Dangschat 1985; Dangschat 1994; Alisch 1994) oder Frankfurt (Noller, Ronneberger 1994). Die Aufwertung von innenstadtnahen, vormals maroden Wohngebieten wird als ein Zeichen für die Verwandlung von Städten in Richtung Dienstleistungs- und Informationszeitalter gewertet. "Global Cities", neue Technologien und singuläre, urbane Lebensstile werden als zwei Seiten einer Medaille interpretiert (Noller, Ronneberger 1994). Im Zuge dessen verringert sich die traditionelle Arbeiterbevölkerung zunehmend.

Der Prozeß der "exogenen Gentrification" vollzieht sich dabei in verschiedenen Phasen (Dangschat 1988; Dangschat, Friedrichs 1988; Blasius, Dangschat 1990; Blasius 1993; Friedrichs, Kecskes 1996). Zunächst geht das Interesse an innerstädtischen, zuvor zumeist heruntergekommenen Wohnlagen von sogenannten "Pionieren" aus. Junge Leute mit eher kulturellem als ökonomischem Kapital werten durch ihre Ansiedlung das Gebiet auf, indem sie es "interessant" machen und auf ihre Bedürfnisse hin zugeschnittene Gewerbebetriebe nachziehen (Second-Hand-Läden, Kneipen, Programm-Kinos, Bio-Läden, Dienstleistungen, z.B. im Psychobereich).⁴ Das macht wiederum Investitionen in vorhandene Gebäude lohnend, da mit der neuen Bewohnerschaft eine höhere Rendite zu erwarten ist. Die sanierten Wohnungen werden dann von den sogenannten "Gentrifiern" belegt (aus dem Englischen abgeleitet von dem Wort gentry - Adel; Friedrichs 1995:120). Das sind Alleinlebende oder Paarhaushalte ohne Kinder mit höherem Einkommen, die die steigenden Mieten bezahlen können. Die Gewerbestruktur im Viertel ändert sich noch einmal zugunsten der nun zahlungsfähigeren Käuferschichten. Dieser Prozeß der Gentrification als Wandel von Stadtgebieten zugunsten bessergestellter Bevölkerungsgruppen kann damit als Konflikt zwischen verschiedenen Lebensstilgruppen interpretiert werden (Dangschat, Friedrichs 1988; Blasius 1993; Alisch 1994; Noller, Ronneberger 1994). Die meisten dieser Autoren vertreten die These, daß mit dem Eindringen neuer Bewohner in ein Gebiet eine hohe Konfliktintensität gegeben ist, weil die neuen Gruppen anders bzw. stadtweit orientiert sind und kaum Interesse für die unmittelbare Nachbarschaft zeigen. Die alteingesessene Bevölkerung gehört jedoch zumeist der Arbeiterschicht an und ist damit aus soziokulturellen wie ökonomischen Gründen an einem funktionierenden Zusammenhalt in der unmittelbaren Nähe angewiesen. Als Folge der Aufwertung werden die sozial schwächeren Gruppen aus dem Viertel verdrängt. Eine zunehmende räumliche Polarisierung der Stadtbevölkerung nach armen und reichen, privilegierten und unterprivilegierten Bevölkerungsgruppen ist eine zu beobachtende Konsequenz. Es ist allerdings nicht klar, ob diese Prozesse flächendeckend in Großstädten gelten, oder ob sie nur dort anzutreffen sind, wo verschiedene metropolitane Bedingungen zusammentreffen, wie beispielsweise die Vorrangstellung des Dienstleistungssektors, großbürgerlicher Altbaubestand und Universitätsstadt, z.B. Hamburg, Frankfurt und Köln. Da Vergleiche mit anderen Gemeinden und nicht betroffenen städtischen Wohngebieten fehlen, ist zumindest fraglich, ob es sich hier um spezifische Verdrängungsprozesse handelt, oder ob die Konjunktur des Themas "Gentrification" der Auffälligkeit der involvierten Lebensstilgruppen geschuldet ist. Dabei geht es nicht um eine Verharmlosung von Segregationstendenzen oder die Vertreibung bestimmter Personengruppen aus lieb gewonnenen Quartieren, sondern um den Hinweis, Problemfelder, die sich aus Segregationen in weniger urbanen Vierteln ergeben, nicht aus den Augen zu verlieren (z.B. "Altersringe" am Stadtrand oder Absinken von Großsiedlungen; vgl. Herlyn 1990: 71, 167). Beachtenswert ist, daß die konkurrenzstarke Gruppe der Singles auch weiterhin Zwei- bis Dreizimmerwohnungen in den Innenstädten bevorzugt, den Raum entsprechend prägt und damit die Nutzung durch andere Bevölkerungsgruppen erschwert.

Die Ergebnisse von Klocke (1994) fügen sich gut in die Diskussion um die "Gentrification" ein. Klocke untersucht in einer Studie zum Second-Hand-Markt in Berlin-West (Klocke, Spellerberg 1991) die Streuung von Lebensstilen in Berlin, die Friedrichs (1995) wiederum zum Anlaß nahm, einen lebensstilspezifischen Segregationsindex zu berechnen. Die 1989 in Berlin-West ermittelten sechs Lebensstilgruppen (Bürgerlich-Konservative, Kleinbürgerliche, Fortschrittliche, Einfach-Häusliche, Ablehnende sowie Trend- und Aufstiegsorientierte) verteilen sich in spezifischer Weise auf die Berliner Bezirke, die in fünf Wohnlagen eingeteilt wurden (privilegierte Lage: Zehlendorf und Wilmersdorf; gute Lage: Steglitz und Charlottenburg, "schlechte Wohnlage: Wedding und Neukölln, pulsierender Innenstadtbereich: Schöneberg und Kreuzberg sowie Randlage: Spandau, Reinickendorf und Tempelhof). Trotz dieser groben Einteilung zeigen sich signifikante Muster: Die Gruppen mit der Bezeichnung "Fortschrittliche" und "Ablehnende" wohnen am ehesten in den pulsierenden Innenstadtbereichen und in schlechter Lage, die "Bürgerlich-Konservativen" sind am ehesten in den privilegierten Lagen anzutreffen, "Kleinbürgerliche" und "Einfach-Häusliche" Lebensstilgruppen wohnen am ehesten am Stadtrand, "Trend- und Aufstiegsorientierte" leben in guter Lage oder am Stadtrand. Auf dieser Basis ist Friedrichs (1995) anhand eines Segregationsindex zu dem Ergebnis gekommen, daß die "Fortschrittlichen" in größter räumlicher Distanz zu den anderen Gruppen, am stärksten zu den "Bürgerlich-Konservativen" und relativ nahe zu den "Ablehnenden" wohnen. Die "Einfach-Häuslichen" wohnen hingegen relativ nahe zu allen anderen Gruppen, und die Bürgerlich-Konservativen sind den "Trend- und Aufstiegsorientierten" am nächsten. Das heißt, daß mit dem Lebensstilkonzept durchaus sozialräumliche Differenzierungen ermittelt werden können, die die unterschiedliche Verfügung über Räume, die wechselseitige Nähe der Lebensstile und auch Ansätze sozialer Schließungsprozesse berücksichtigen.

Wer liebt rustikale Einrichtungen, und wer bevorzugt Sachlichkeit?

Im folgenden wollen wir uns dem inneren Bereich der Wohnung zuwenden, das heißt dem Einrichtungsstil. Von Bourdieu wurde die Frage nach den Eigenschaften einer idealen Inneneinrichtung zum Beispiel als wichtiger Indikator für kulturellen Geschmack gewertet. Aus seinen theoretischen und empirischen Analysen folgert er, daß sich vor allem der Geschmack anbietet, um eine soziale Klasse zu charakterisieren (Bourdieu 1987: 18). Bourdieu macht drei Klassen aus, die herrschende Klasse, die sich in die herrschende Fraktion mit überwiegend ökonomischem Kapital und in die beherrschte mit überwiegendem Bildungskapital unterteilt; die Mittelschicht, die sich in moderne, traditionelle, auf- und absteigende Richtungen differenziert, und die Unterschicht, die das Schlußlicht bildet. Entsprechend der Klasseneinteilung unterscheidet Bourdieu drei Geschmacksausprägungen: den legitimen (herrschenden), den mittleren (präventösen) und den populären (auch barbarisch genannten) Geschmack. Der Begriff "Distinktion" faßt die doppelte Bedeutung kulturellen Geschmacks zusammen: zum einen Unterscheidung und zum anderen Rangabzeichen. Indem kulturelle Praktiken gesellschaftliche Ungleichheiten auf der symbolischen Ebene legitimieren, dienen sie sozialen Schließungsprozessen. Bourdieus Ergebnisse im Hinblick auf das Wohnen sollen hier dargestellt werden,

ohne seine Theorie und kritische Positionen hierzu weiter zu vertiefen, z.B. im Hinblick auf Klasse, Distinktion oder Habitus (vgl. Spellerberg 1996: 63ff.).

Als Einrichtungskriterien werden z.B. von höheren sozialen Schichten "kunstvoll gestaltet", "phantasievoll" und "harmonisch" genannt; das Kleinbürgertum bevorzugt Eigenschaften, die Distinktionsabsichten kennzeichnen, wie z.B. "kunst- und stilvoll", und die unteren Klassen betonen praktische Aspekte wie "sauber", "pflegeleicht" und "stabil" (Bourdieu 1987:383ff., 406). Bourdieu bezeichnet es als "typisch bürgerliche Vorstellung, jeden Einrichtungsgegenstand zum Objekt einer ästhetischen Entscheidung zu machen und z.B. den Wunsch nach Harmonie und Schönheit bis auf rein funktionale Räume wie Badezimmer oder Küche auszudehnen oder auch die Wahl eines Kochtopfs oder Möbelstücks genuin ästhetischen Kriterien zu unterziehen" (ebenda: 594).

Die Unterteilung der kulturellen Geschmacksrichtungen entlang sozialen Schichten mit den Bezeichnungen "Notwendigkeitgeschmack" für die unteren und "ästhetische Einstellung" für die oberen Schichten darf in dieser krassen Form sicherlich angezweifelt werden. Die ästhetischen Maßstäbe der unteren sozialen Schichten laufen auf diese Weise Gefahr, gar nicht erst als differenzierter Forschungsgegenstand ernst genommen zu werden. Wie Rybczynski (1991) oder Dörhöfer und Terlinden (1994) für Plattenbaubewohner feststellen, spielen zwar funktionale Überlegungen bei der Einrichtung eine Rolle, dennoch sind Elemente der bürgerlichen Wohnkultur, z.B. durch repräsentative Wohnzimmer, zu erkennen. Auch sind Bemühungen, Atmosphäre und Stimmung durch die Farben und Formen der Einrichtungsgegenstände zu erzeugen, festzustellen. Bei den Inneneinrichtungen seien zwei Leitbilder zu erkennen: zum einen die alltagsorientierte Lebenstüchtigkeit, auf die Bourdieu abzielt, und zum anderen die "Abhebung aus dem Alltäglichen" (Dörhöfer, Terlinden 1994: 228). Daß sich das "legitime" Leitbild moderner Architektur mit Materialien und Objekten der eher industriellen Ästhetik im Privatbereich nicht durchsetzt, kann damit erklärt werden, daß die Kriterien "häuslicher Komfort", "Wohlgefühl" oder "Intimität des Wohnens" von den "Professionellen" des Fachs nicht ausreichend berücksichtigt wurden (vgl. Rybczynski 1991).

Inwieweit heute eine soziale Rangfolge der Eigenschaften idealer Inneneinrichtungen auszumachen ist, und ob gegebenenfalls mit den Wohlstandssteigerungen in der Nachkriegszeit eine "ästhetische Einstellung" in nahezu allen Bevölkerungsschichten bekundet wird, soll im folgenden mit den Daten des Wohlfahrtssurveys 1993 geprüft werden. Aus der Fragenbatterie zu bevorzugten Einrichtungsmerkmalen werden einige Eigenschaften ausgewählt, die in etwa das Spektrum der Kriterien von Bourdieu abdecken: funktional, modernes Design, exklusiv und hohe Qualität von Material und Verarbeitung. Die Befragten sollten angeben, ob sie bei ihren Möbeln auf diese Eigenschaften "persönlich großen Wert legen".

Es zeigt sich, daß in Westdeutschland auch in den 90er Jahren die Bevölkerung nach subjektiver Schichtzugehörigkeit und der Bevorzugung bestimmter Eigenschaften der Inneneinrichtung differiert. "Funktional" erachten diejenigen im Westen, die sich zur Arbeiterschicht zählen, zu 53% für wichtig, während diejenigen aus der oberen Mittel- und der Oberschicht zu 39% dieses Merkmal für "voll und ganz zutreffend" halten. Das Merkmal "exklusiv" erachten demgegenüber dreimal so viele aus der höheren sozialen Schicht für wichtig (48% im Vergleich zu 15% in der Arbeiterschicht). Beim Merkmal "modernes Design" sind die Unterschiede bereits geringer: 11% aus der höheren und 7% aus der unteren sozialen Schicht halten es für wichtig. Beim Kriterium "hohe Qualität von Material und Verarbeitung" sind keine Unterschiede mehr feststellbar, es wird von jeweils einem Viertel der Befragten aus beiden Schichten befürwortet. In Westdeutschland sind die vorhandenen Unterschiede signifikant, auch wenn Alter, Bildung, Geschlecht und Haushaltsform

Tabelle 5: Ausgewählte Einrichtungsstile in verschiedenen Lebensstilgruppen

Westdeutschland										
	Typ1	Typ 2	Typ 3	Typ 4	Typ 5	Typ 6	Typ 7	Typ 8	Typ 9	
	Ganzheitlich, kulturell Interessierte	Etablierte, beruflich Engagiertere	Vielseitig aktive Hedonistische	Häuslich Unterhaltungs suchen de	Pragmatisch Berufsorientiert e	Expressive Viels eitige	Freizeit orientierte Gesellige	Zurückgezogene Lebende	Traditionell freizeitaktive Ortsverbundene	Fallzahl
Exklusiv	2	13	4	3	4	39	2	3	2	6
Behaglich	50	59	24	42	33	70	41	34	61	44
Preisgünstig	18	15	12	18	13	38	31	32	31	22
Ostdeutschland										
	Typ1	Typ 2	Typ 3	Typ 4	Typ 5	Typ 6	Typ 7	Typ 8	Typ 9	
	Hochkulturell Interessierte	Erlebnisorientierte Häusliche	Stilbewußte Familien u. Arbeitsorientierte	Pragmatisch Berufsorientierte	Expressive Viels eitige	Hedonistische Freizeitsportler	Zurückgezogene Lebende	Konforme Traditionelle	Traditionell freizeitaktive Ortsverbundene	Fallzahl
Exklusiv	6	0	17	3	15	12	0	5	3	6
Behaglich	50	38	73	30	44	52	37	61	57	47
Preisgünstig	26	34	70	16	33	37	62	62	49	40

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1993; eigene Berechnungen

kontrolliert werden, während in Ostdeutschland signifikante schichtspezifische Ausprägungen beim Einrichtungsstil nicht festzustellen sind. Die These Bourdieus ist also zumindest für die neuen Bundesländer aufgrund der weitgehend sozialen Nivellierung zu relativieren. Und von einer Ausschließlichkeit der Kategorien kann auch im Westen nicht ausgegangen werden.

Im Wohlfahrtssurvey 1993 umfaßt die Frage zum Einrichtungsstil die Items "Funktionalität und Zweckmäßigkeit", "persönlicher Stil", "günstiger Preis", "natürliche Materialien und ökologische Verarbeitung", "Behaglichkeit", "Exklusivität", "modernes Design" und "hohe Qualität von Material und Verarbeitung". Anders als bei Bourdieu hat sich die Fragenbatterie als schwach aussagekräftig für die Differenzierung und Klassifikation von Lebensstilen erwiesen. Mit Hilfe von Diskriminanzanalysen und logistischen Regressionen wurde geprüft, welches die ausschlaggebenden Dimensionen sind, um die Zugehörigkeit zu Lebensstilgruppen zu bestimmen (z.B. Freizeitverhalten, Lebensziele oder Fernsehinteressen). Der Einrichtungsstil hatte von den einbezogenen

Dimensionen die geringste Erklärungskraft, in Westdeutschland noch geringer als in Ostdeutschland. Eine Ausnahme bildet lediglich das Item "Exklusivität", dem in beiden Landesteilen eine starke diskriminatorische Kraft zukommt. Die Frage- oder Itemformulierungen haben sich demnach insgesamt als nicht sehr trennscharf und eher uneindeutig erwiesen. Zugleich ist unbestritten, daß lebensstilspezifische Wohnungseinrichtungen existieren, die vielleicht mit Photos oder Skizzen besser als mit verbalen Stimuli zu erfragen sind (vgl. Burda 1991; Nölle-Neumann, Köcher 1993; Silbermann 1991).

Die folgende Auswahl von Items zeigt die Differenzierungen zwischen Einrichtungsmerkmalen und Lebensstilen. Trotz der relativen Schwäche im Vergleich zu den übrigen 131 Einzelitems sind einige Tendenzen, die die jeweiligen Typen charakterisieren, gut sichtbar.

An dieser Stelle sollen lediglich einige wenige Ergebnisse hervorgehoben werden. Die "expressiv Vielseitigen" machen ihrem Namen alle Ehre; dies scheint eine äußerst extrovertierte Gruppe im Hinblick auf das Antwortverhalten zu sein. Sie weicht fast durchgängig - und nicht nur im Lebensstilfragebogen - im Sinne stärkerer Zustimmung vom Antwortverhalten der Gesamtbevölkerung ab. Die "vielseitig aktiven Hedonisten" (Gruppe 3), der junge westdeutsche Großstadtyp, der in "neuen Haushaltsformen" lebt, legt seltener Wert auf einen niedrigen Preis, exklusive Einrichtungen und ein gemütliches Ambiente. Die "Etablierten" nennen vergleichsweise häufig die Kriterien exklusiv und behaglich. Die traditionellen Gruppen achten häufiger auf den Preis der Möbel. Obwohl in Ostdeutschland im Durchschnitt ebenso viele "exklusiv" für ein sehr wichtiges Kriterium halten, gibt es hier Lebensstile, für die dieses Merkmal keine Rolle spielt - für die jüngeren Gruppen 2 und 7, die beide zu den finanziell Schlechtergestellten zählen. Auffallend ist der dritte Typ, der allen drei Kriterien überdurchschnittliche Bedeutung zumißt. Bei dieser Gruppe war auch die Zufriedenheit mit der Wohnung auffällig hoch, trotz beengter Wohnverhältnisse. Vielleicht wird durch die Inneneinrichtung dieser Mangel an Fläche ausgeglichen. Die pragmatisch Orientierten äußern sich hingegen eher zurückhaltend. Die Ergebnisse belegen die Bedeutung der Raumgestaltung, auch wenn die Fragekonstruktion offensichtlich nicht so gelungen ist, um Einrichtungsstile differenziert zu erfassen.

2 Wohnstandorte und Haushaltsstrukturen: Sechs Beispiele

In diesem Abschnitt wird eigenes empirisches Material zur Untersuchung von Wohnverhältnissen herangezogen. Insgesamt haben sich 25 Personen im Alter von 27 bis 75 Jahre aus 18 Haushalten in sechs Gruppendiskussionen zu einem Gespräch zur Verfügung gestellt. Das Auswahlkriterium bestand darin, möglichst verschiedene Wohngegenden und Wohnformen einzubeziehen. Aus Gründen der unkomplizierten Erreichbarkeit und Finanzierbarkeit bezog sich die Auswahl von Wohngebieten auf Berlin (West und Ost) sowie die Gegend um Bielefeld in Ostwestfalen. Konkret handelt es sich um folgende Wohngebiete in Berlin: eine Plattenbausiedlung (Hohenschönhausen), eine städtische Einfamilienhaussiedlung im Westen (Rudow) und eine entsprechende im Osten der Stadt (Biesdorf) sowie ein aufgewerteter Innenstadtbezirk (Prenzlauer Berg). In Ostwestfalen wurden Einwohner aus der Bielefelder Altstadt sowie Bewohner eines ländlichen Dorfes befragt. Damit wurden West- und Ostdeutsche sowie Stadt- und Landbewohner in die kleine Befragung einbezogen.

Die Diskussionen wurden im Juni 1996 durchgeführt, nachdem über eine Kontaktperson (Verwandte, Kollegen, Bekannte) in den Gebieten um Teilnehmer geworben wurde. Die Teilnehmerzahl war daher vor Beginn der Interviews nicht bekannt, sie schwankte zwischen einer und acht Personen, wobei die sozialen Merkmale wie Alter, berufliche Stellung, Familienzyklus etc. unterschiedlich stark differierten. Die Interviewpartner/innen aus der Plattenbausiedlung waren sehr heterogen zusammengesetzt, während bei den übrigen Diskussionen spezifische, homogene Gruppen angetroffen wurden. Das Ziel, Bewohner und Wohngegenden weit gestreut zu erfassen, ist insgesamt gelungen, was die folgenden Beschreibungen belegen.⁵ Zu erwähnen bleibt, daß die Interviews unproblematisch verliefen und auf hohe Gesprächsbereitschaft stießen. Im folgenden werden zunächst die Wohnquartiere charakterisiert, bevor die Wohnungen, Inneneinrichtungen und Nachbarschaftsbeziehungen behandelt werden.

Beginnen wir mit der Beschreibung des ostwestfälischen, ländlichen Dorfes, in dem Familienhaushalte im Vordergrund stehen: In *Hohendorf* wohnen insgesamt 569 Personen, von denen lediglich zwei Ausländer sind (Stand 1987; inzwischen leben dort einige Aussiedler). Die Bildungsgrade der Einwohner sind eher niedrig, da etwa die Hälfte der Hohendorf er im Alter von 15 bis 65 Jahre den Hauptschulabschluß erreicht hat und lediglich jeder vierzehnte das Abitur bzw. das Fachabitur besitzt. Der Anteil Erwerbstätiger ist nicht sehr hoch (52%), die Arbeitslosenquote liegt dabei ebenfalls deutlich unter dem Durchschnitt (4%). Auch der Frauenanteil an den Erwerbstätigen - zur Hälfte Arbeiter - ist mit 34% sehr niedrig. Die Daten zur Haushaltsstruktur legen nahe, daß ein Grund für die niedrige Erwerbsquote und der geringe Frauenanteil an den Erwerbstätigen in der hohen Anzahl von Familienhaushalten liegt. Das heißt, daß viele Frauen Hausfrauen sind (jeder fünfte Einwohner ist minderjährig). Die durchschnittliche Personenzahl im Haushalt ist mit 3,1 Personen entsprechend hoch, lediglich jeder sechste lebt allein, aber 40% leben in Haushalten mit mindestens vier Personen. Trotz der auch im Bundesdurchschnitt sehr großen Haushalte liegt die Wohnfläche, d.h. Quadratmeter pro Person, die in der Regel mit der Haushaltsgröße abnimmt, mit 40,1 qm an der Spitze der hier betrachteten Wohngegenden. Das Wohnen in Einfamilienhäusern kommt hier zum Tragen, vier von fünf Haushalten wohnen in Eigentum.

Zur Gruppendiskussion in Hohendorf erschienen sieben Personen im Alter von 30 bis 40 Jahren, d.h. drei Paare und eine Frau, deren Mann sich zum Schluß hinzugesellte. Drei der vier Frauen waren Hausfrauen, die kleinere Kinder zu versorgen hatten. Die Männer waren erwerbstätig in verschiedenen Arbeiterberufen. Zwei Parteien wohnten zur Miete, wobei ein Paar bereits einen Bauantrag gestellt hatte, die zwei übrigen lebten in Eigenheimen, die mit einem überaus hohen Anteil an Eigenleistung errichtet worden waren.

In der *Bielefelder Altstadt* leben 2 840 Personen, von denen jede achte ausländischer Herkunft ist. Der Anteil Älterer ist mit 20% ebenfalls der höchste der hier vorgestellten Wohngegenden, lediglich 11% sind Kinder. Etwas mehr als die Hälfte der Altstadtbewohner ist erwerbstätig, zumeist als Beamte oder Angestellte (57%), 17% sind selbständig und 26% sind Arbeiter. Entsprechend hoch ist das Bildungsniveau. Von den 15-65jährigen hat mehr als jeder vierte das Abitur, und lediglich knapp jeder dritte den Hauptschulabschluß. Der Frauenanteil an den Erwerbstätigen ist für Westdeutschland vergleichsweise hoch, fast jede zweite Frau lebt von eigener Erwerbstätigkeit. Die Arbeitslosenquote lag 1987 mit 11% über dem Stadtdurchschnitt. Die bereits hier erkennbare geringe Bedeutung, die Familienhaushalte haben, zeigt sich in der Haushaltsstruktur: Die durchschnittliche Haushaltsgröße liegt bei 1,6 Personen, 60% leben allein, und lediglich jeder vierzehnte Haushalt hat vier und mehr Personen. Die Wohnfläche von 38,5 qm/Person ist angesichts der geringen Personenzahl auch für Mietwohnungen (91 % der Haushalte wohnen zur Miete) nicht sehr hoch. In diesen Angaben spiegelt sich die typische Bevölkerungsstruktur westdeutscher Innenstädte: Zum einen die "A-Gruppen": Alte, Ausländer, Arbeitslose sowie Erwerbstätige in besseren Positionen. Familienhaushalte finden in den Innenstädten offensichtlich keinen adäquaten Lebensraum.

In der Bielefelder Altstadt haben wir ein Gespräch mit zwei älteren Frauen im Alter von 74 bzw. 75 Jahren geführt, die seit Jahren allein in ihrer Wohnung leben. Beide Personen waren bis zu ihrer Pensionierung durchgängig erwerbstätig (eine Arbeiterin und eine Angestellte), nie verheiratet und hatten wechselnde Lebenspartner.

Wir kommen zu den ausgewählten Berliner Wohngebieten. Zunächst geht es um das in Neukölln gelegene Gebiet *Rudow*, vor 1989 befand es sich im Grenzbereich, und heute ist es ein Durchgangsgebiet. Einfamilienhäuser prägen das Gebiet, in dem die Gruppendiskussion stattfand. Hier leben nach Ergebnissen des Mikrozensus 1995 etwas mehr als 51 000 Einwohner, bei einem relativ niedrigen Ausländeranteil von 6,3%. Auch Ältere über 65 Jahre sind nicht überdurchschnittlich häufig vertreten. Der Schwerpunkt in der Altersverteilung liegt bei den 50-60jährigen (19%), 14% sind älter als 65 Jahre. Da Daten aus dem Mikrozensus in Stadtstaaten leider nicht kleinräumiger aufgeschlüsselt werden, liegen keine weiteren sozialstrukturellen oder wohnungsbezogenen Informationen vor. Die durchschnittliche Personenzahl im Haushalt dürfte für einen Stadtbezirk jedoch relativ hoch sein, denn in dieser Gegend leben häufig Familien, sie haben hier Ein- oder Zweifamilienhäuser gefunden bzw. gebaut.

In der Einfamilienhaussiedlung in Rudow haben wir vier Teilnehmer/innen befragt, zwei Ehepaare, die in eigenen Häusern wohnten, zu dem Zeitpunkt etwa 50 Jahre alt waren und deren Kinder zum Teil bereits ausgezogen waren. Alle vier Personen waren berufstätig: als Buchhändlerin, Verwaltungsbeamter, Arbeiter bei der Stadtreinigung und Sekretärin.

Der Stadtbezirk *Prenzlauer Berg* im östlichen Teil Berlins ist einer der "angesagten In-Bezirke". Viele junge Leute, vor allem Studenten, Berufseinsteiger und Freischaffende sind nach der Maueröffnung hierher gezogen, weil die Mieten extrem günstig waren, der Altbaubestand entsprechend großzügige Wohnungen zentrumsnah bereithielt, der Bezirk schon zu DDR-Zeiten als unkonventionell galt und die Gegend ein reichhaltiges Experimentierfeld im Hinblick auf West-

Ost-Begegnungen bot. In dem statistischen Gebiet "Schönhauser Allee - Süd" wohnen etwa 27 000 Menschen, von denen ein Drittel zwischen 25 und 35 Jahre alt ist. Lediglich 6% sind älter als 65 Jahre (Prenzlauer Berg insgesamt: 12%). Immerhin sind 8% Ausländer, von denen wiederum ein Viertel zwischen 20 und 35 Jahre alt ist, so daß es sich hier ebenfalls um einen Großteil Studierender handeln dürfte. Ein Vergleich der detaillierten Daten mit denen auf Bezirksebene zeigt, daß es sich hier um einen Teil von Prenzlauer Berg handelt, der von der übrigen Bevölkerungsstruktur stark abweicht, denn dort leben deutlich mehr Ältere und kaum Ausländer. Das Bildungsniveau ist überdurchschnittlich hoch, ein Viertel der Einwohner hat das Abitur erreicht, die Erwerbsquote ist eher hoch und der Arbeiteranteil niedrig. Mehr als die Hälfte der Einwohner lebt allein. Die Strukturdaten sind mit Ausnahme des Altersaufbaus mit denen der Bielefelder Altstadt vergleichbar. Für die Gegend "Schönhauser Alle - Süd kann man durchaus vom Prozeß der "Gentrification" ausgehen. Eine Milieuschutzverordnung steuert diesen Prozessen neuerdings gegen.

Die Befragten wohnen in einem 1990 gegründeten Genossenschaftsmodell. Vier Bewohner/ innen der von ihnen instandgesetzten Häuser haben sich für ein Gespräch zur Verfügung gestellt. Sie waren im Alter von Mitte 20 bis Mitte 30: darunter ein Journalist, eine Alleinerziehende und eine Restaurateurin. Eine Person lebte in einer Wohngemeinschaft, eine allein (der Freund wohnte im Haus), eine mit ihrem Freund und eine mit ihrem Kind zusammen. Hier handelt es sich also um "neue Haushaltstypen" in einem unkonventionellen Wohnprojekt in einer unkonventionellen Gegend.⁶

Bei dem ausgewählten Bereich im neuen Teil von *Hohenschönhausen* handelt es sich um ein dichtbevölkertes Plattenbaugebiet, in dem etwa 38 000 Personen leben. Der Altersaufbau weist charakteristische Spitzen auf: Mehr als ein Viertel der Bevölkerung ist zwischen 30 und 40 Jahre alt, und fast ebenso viele sind im Alter von 6 bis 15 Jahre. Lediglich 5% sind älter als 65 Jahre. Hier zeigt sich die spezifische Belegungspraxis von neu fertiggestellten Wohnungen zu DDR-Zeiten, da junge Familien die Wohnungen zugewiesen bekamen; die Bauten sind entsprechend etwa Ende 1987 fertiggestellt worden. Auch das niedrige Heiratsalter und die vergleichsweise frühen Geburten von Kindern sind an diesen Daten ablesbar. Der Ausländeranteil ist mit 2% sehr gering. Die Arbeitslosenquote ist mit 14% relativ hoch, der Anteil Erwerbstätiger liegt immerhin noch bei 59% (1995). Fast die Hälfte dieser Gruppe sind Frauen. Der Arbeiteranteil ist nicht sehr stark ausgeprägt, Angestelltenpositionen überwiegen - das Bildungsniveau ist überdurchschnittlich hoch. Die Personenzahl im Haushalt liegt ebenfalls sehr hoch, was an der erwähnten Praxis der Wohnungsvergabe liegt. Dabei wohnen die Familien im Vergleich zum Westen zwar beengt, da jeder Person im Schnitt nur 26 qm zur Verfügung stehen, im Vergleich zu den übrigen Plattenbaugebieten ist die Versorgung jedoch günstig (Wenzel 1994).

Hier haben wir sieben Teilnehmer/innen angetroffen, die zwischen 35 und 50 Jahre alt waren. Es handelt sich um einen Ingenieur, eine arbeitslose Philosophin, eine Finanzbuchhalterin, zwei Versicherungskauffrauen, einen Soziologen und einen arbeitslosen Bauarbeiter. Die Kinder aus zwei Mietparteien hatten bereits das Elternhaus verlassen, bei zwei Parteien lebt jeweils noch ein Kind im Haushalt. Es handelt sich um Mieter, die ihre Wohnung zum Kauf angeboten bekommen haben, das Angebot jedoch ablehnen.

In *Alt-Biesdorf* leben knapp 2 000 Personen, mit einem gleichmäßigen Altersaufbau: jeweils etwa 16% sind zwischen 30 und 40 Jahre bzw. 50 und 60 Jahre alt bzw. älter als 65 Jahre. Ausländer sind wegen eines neu errichteten Ausländerwohnheims mit 13% relativ zahlreich vertreten. Alt-Biesdorf weist zum Teil dörfliche Bebauungsstrukturen mit Einfamilienhäusern auf, so daß dieses Gebiet mit dem übrigen Bezirk Märzahn, einer Großsiedlung, schlecht vergleichbar ist. Nähere Informationen liegen daher nicht vor.

Hier kam nur eine Person zum Gespräch, ein promovierter Ingenieur, etwa 50 Jahre alt, erwerbstätig, seine Frau ist arbeitslos. Die erwachsene Tochter hat zwar eine eigene Wohnung, hält sich allerdings sehr häufig im elterlichen Häuschen auf, das der Befragte besitzt.

3 Wohnsituationen und Wohnwünsche

In diesem Abschnitt geht es darum, die Häuser und Wohnungen, die Nutzungsweisen und Inneneinrichtungen, die Infrastruktur und die Nachbarschaftsverhältnisse in den sechs Gebieten vorzustellen. Die Themenbereiche beziehen sich damit nicht nur auf die Wohnung, sondern auch auf das Wohnumfeld sowie die soziale Integration, die zusammenfassend die Lebensqualität im Wohnbereich ausmachen. Folgende Fragen sollten beantwortet werden:

Wie wird die Größe der Wohnung beurteilt? Wie werden die unterschiedlichen Gebäude bewertet?

- Welche Veränderungen wurden vorgenommen oder sind geplant, um die Wohnungen den Bedürfnissen besser anzupassen? Wie werden Platzprobleme gelöst?
- Bei welchen Haushalten ist eine unkonventionelle Wohnungsnutzung festzustellen, die über die funktionale Trennung nach Essenzubereitung, Schlafen und Wohnen hinausweisen?
- Sind die Inneneinrichtungen auf traditionell bürgerliche Weise gestaltet? Hat jedes Zimmer ein Zentrum, z.B. die Polstergarnitur oder das Ehebett, sind Dekorationen und Zierat reichhaltig vorhanden und herrschen gediegenes Material wie Holz und schwere Stoffe in warmen, erdnahen Farben vor? Welche Parteien neigen eher zu sachlichen, mobilen oder flexiblen Einrichtungsstilen?
- Wie gut ist die soziale Einbindung am Wohnort gelungen? Hält das Dorf beispielsweise eine größere soziale Dichte als das Stadtleben bereit?
- Wie wird die unmittelbare Wohnumgebung genutzt und bewertet? Sind unterschiedliche Verhaltensweisen im Wohngebiet erkennbar?

Wohnungsgröße und Wohnungsnutzung

Da sich zum Teil Eheleute zu den Gruppendiskussionen einfanden, leben die 25 befragten Personen in insgesamt 18 Haushalten. Es handelt sich dabei zumeist um Familienhaushalte. Als "neue Haushaltstypen" können nur die Befragten von Prenzlauer Berg gelten, wenn von den beiden alleinlebenden älteren Frauen aus Bielefeld abgesehen wird. Von den befragten Parteien wohnten fünf in einem eigenen Haus, und 13 Parteien wohnten zur Miete. Die Häuser der Befragten im Westen unterschieden sich nur unwesentlich in der Größe, während das Häuschen im ostberliner Stadtteil Biesdorf eine kleinere Wohnfläche hatte.

Auf dem Dorf weist die Doppelhaushälfte eines befragten Paares, das mit seinem zehnjährigen Kind zusammenlebt, folgende Merkmale auf: 155 qm Wohnfläche, eine eher "kleine" Küche mit etwa 12 qm, großes Wohn- und Esszimmer mit etwa 50 qm, ein Schlafzimmer, etwa 20 qm, zwei Räume für das Kind, Badezimmer, außerdem Partykeller, Hobbykeller, Einmachkeller, Waschküche, Nutzgarten, Blumengarten, Rasen, Garage ,

nicht ausgebauter Dachboden und Nutzung einer Scheune. Das Haus der anderen Eigentümer in Hohendorf umfaßt etwa die gleichen Gelegenheiten, mit Ausnahme des Nutzgartens, dafür gibt es eine Terrasse. Das Häuschen des Eigentümers aus Biesdorf ist mit 70 qm deutlich kleiner. Es hat 1,5 Stockwerke, einen Keller, in dem sich eine Sauna befindet, Sportgeräte und Vorräte. In der ersten Etage befinden sich Wohnzimmer, Küche und Bad, oben sind zwei Zimmer, ein Schlafzimmer und eins für die erwachsene Tochter, die eigentlich außer Haus ist. Außerdem gibt es einen Wintergarten und einen Garten am Haus. Die Häuser der Befragten aus Rudow sind stattlicher: Eins besteht aus drei Etagen mit insgesamt 220 qm Wohnfläche, das von vier Personen bewohnt wird, wobei der untere Teil an die Mutter der Befragten vermietet ist. Auf diesem Grundstück am vormals Westberliner Stadtrand befindet sich außerdem ein Garten mit Gartenhäuschen, ein sogenanntes "Waschhaus". Das andere ist ein 1974 selbst gebauter Bungalow mit 100 qm ebenerdiger Wohnfläche und einem ebenso großen ausgebauten Keller. Auch hier gibt es einen Garten.

Die Eigenheime sind im übrigen mit einem hohen Anteil an Eigenleistung entstanden. Bei einer Partei auf dem Dorf wurde gar kein Bauunternehmer hinzugezogen. Entsprechend groß ist die Belastung der Beteiligten abends, am Wochenende und im Urlaub: "Und dann jeden Tag, jeden Abend bis elf am Bau, morgens wieder raus, zur Arbeit, und jeden Tag." (I: 3, A) Auch der geplante Hausbau im Dorfsoll mit Hilfe von Freunden und Bekannten entstehen. In Rudow ist ein Haus zwar gekauft, jedoch mehrfach komplett umgebaut worden. Das Häuschen in Biesdorf wurde relativ günstig erworben, allerdings nicht auf Betreiben der jetzigen Eigentümer, sondern seines früheren Vermieters, der die kleinen Kinder seiner Mieter nicht um sich haben wollte und die Initiative für eine Umsiedlung ergriffen.

Mieter leben deutlich bescheidener: Fünf Haushalte leben in Drei-Zimmer-Wohnungen, fünf in Zwei-Zimmer-Wohnungen, zwei in Vier-Zimmer-Wohnungen und eine Person in einer Einzimmer-Wohnung. Die Mietwohnungen werden dann als ausreichend groß betrachtet, wenn die Kinder aus dem Haus sind und keine Veränderung der Haushaltskonstellation zu erwarten ist. In der Plattenbausiedlung äußerten sich die Befragten mit den 3- bzw. 4-Zimmer-Wohnungen trotz der relativen Enge recht zufrieden, wie die folgenden Äußerungen belegen:

"Wir haben eine Wohnung, die vom Grundriß, vom Schnitt eigentlich recht günstig ist, ein recht langer Flur, da gehen die Zimmer alle ab, mit 'ner Küche mit Fenstern und 'nem Bad mit Fenstern, was für mich eine große Rolle spielt. So 'ne Badzelle war' für mich nicht akzeptabel. Ich habe ein Kind, das hat ein entsprechend großes Zimmer, was auch von der Größe reicht. Der Schnitt ist so angelegt, daß ein großes Wohnzimmer da ist, wo der Balkon dran ist. Das Schlafzimmer ist auch ausreichend groß, wie gesagt mit Küche und Bad bin ich mit dem Schnitt auch sehr zufrieden. Weil beides mit Fenstern, ja." (I: 1, C)

"... aber die Wohnfläche 67 qm, so um den Dreh, für 3 Personen ist eigentlich, liegt sie so im Mittelfeld, würde ich sagen.... relativ gute Stellflächen, um sich hier relativ vielfältig auch einzurichten, was in anderen Wohnungen nicht unbedingt so möglich ist. In diesem Maßstab, auch so von der Lage her, ist ja relativ ruhig hier, auch von der Himmelsrichtung her, es ist ja so, daß wir hier gute Sonne haben, so daß die Lage eigentlich ganz gut ist." (1:1, A)

"... abgesehen von der Größe her von dem 1/2-Zimmer, was eigentlich nicht so den Standard mitmacht, weil es einfach, wenn man 2 Kinder hat und beide Kinder ein Zimmer haben wollen, ist das eine Zimmer recht großzügig, das andere Zimmer sehr eng.... Man kriegt ein Bett rein, einen Tisch rein, vielleicht noch 'nen Schreibtisch, und dann hat sich das auch, aber dann ist auch nichts mehr, dann kann sich da nichts mehr bewegen im Zimmer. Ja also, wir sind, ich muß eigentlich sagen, wir sind mit der Wohnung relativ zufrieden." (I:1,D)

"Entweder man hat'n Arbeitszimmer, oder man hat eben dieses leidige Problem, daß man es entweder im Schlafzimmer oder im Wohnzimmer hat, dann hat man diese ewige Unordnung, oder Schlafzimmer, dann ist meistens der Partner gestört, weil dann der Arbeitsrhythmus oder der Lebensrhythmus nicht so zusammenpaßt oder man nimmt den Kindern ein Kinderzimmer weg, aber dann gibts auch Ärger ... Egal wo man wohnt, ich meine, und direkt für Hobbies sind in diesen Wohnungen also keine, in den neueren Wohnungen sind ja noch manchmal so bestimmte Ecken abgeteilt, wo man bestimmte Dinge machen kann, so Besenkammern oder so, oder so'n totes Ende im Flur, wo man so was nutzen kann, das gibts hier nicht." (I:1,A)

An diesen Interviewpassagen werden Probleme deutlich, die entstehen, wenn Kinder im Haushalt leben. Auch für häusliche Freizeitbeschäftigungen oder Arbeitsplätze ist im Grunde kein Platz vorgesehen. An den Textauszügen läßt sich die gestiegene Bedeutung eines Arbeitsplatzes in der Wohnung demonstrieren, sobald ein Kind auszieht, wird ein solches Zimmer eingerichtet, oder es werden Schreibtische in Schlafzimmer gestellt. Das gilt nicht nur für Hohenschönhausen, sondern auch beispielsweise für den Befragten aus Biesdorf. Der Befragte wandelte das Schlafzimmer um, indem er Ehebetten rechtwinklig zueinander stellte, sie wie Sofas herrichtete und einen Computer hinzufügte. Als Vorteil der Plattenbauwohnungen läßt sich festhalten, daß Küche und Bad Fenster haben, was nicht selbstverständlich ist, da aus Gründen der Platzersparnis z.B. in Bauten der 50er Jahre oder in Plattenbauten der 70er Jahre Bad oder auch Küche nach innen verlagert wurden und damit ohne direkte Belüftung und Lichteinfall auskommen müssen (Passe 1994: 42).

Die Antworten auf die Frage nach der Ausübung von Hobbies waren insgesamt nicht sehr ergiebig. Fernsehen, lesen und Fitness wurden genannt. Betätigungen in der Wohnung, die viel Platz beanspruchen, sind nicht möglich. Beengte Wohnverhältnisse sind auch der Grund für den Bau eines Eigenheims bei einem befragten Paar aus dem Dorf. Sie erwarten ihr drittes Kind und sehen keine andere Chance, im Ort an eine ausreichend große Wohnung zu gelangen:

"Ja, wenn Platz ist, meine Modellschiffe bauen, garantiert. Das habe ich eine ganze Weile gemacht, das will ich auch wieder machen. Wenn Du so willst, eine Möglichkeit, Dich zurückzuziehen, hast Du gar nicht, ist ja ganz logisch, auf der kleinen Fläche mit vier Leuten, das geht nicht. ... Dann müßte ich mich in den Keller setzen, nur was soll ich da?" (I: 3,E)

Die Wohnungen in der Genossenschaft in Prenzlauer Berg sind ebenfalls vergleichsweise klein, zum einen, weil die öffentliche Förderung einen Riegel vor großen Flächenverbrauch schiebt, und zum anderen, weil sich die erforderliche Arbeitsleistung in diesem Selbsthilfeprojekt aus der Quadratmeterzahl der Wohnungen errechnet hat (im Schnitt etwa 15 Stunden die Woche über einen Zeitraum von zwei Jahren). Die Wohnungsgröße wird dabei aktuell nicht bemängelt, es werden jedoch bei einer zukünftigen Erhöhung der

Personenzahl im Haushalt Probleme gesehen. Ein aus Westberlin kommender Befragter ist 1990 in die Genossenschaft eingetreten, über einen Freund vermittelt, der dort das Blockheizkraftwerk baute. Die Betroffenen mußten zwei Jahre arbeiten und 1000 DM als Einlage einbringen. Bei der Sanierung zweier Häuser wurden die fachmännischen Arbeiten von professionellen Handwerkern durchgeführt. Die Bauphase selbst wurde als "ganz lustig" bezeichnet. Die Wohnungen waren zugeteilt worden, und die jeweiligen Quadratmeter waren der Schlüssel, um die Arbeitsleistungen zu berechnen. "Wir haben 70 qm. Das waren vier Samstage pro Monat." (I: 4, A) "55 qm waren 836 Arbeitsstunden." (I: 4, D) In dem vierstöckigen Aufgang, in dem die Befragten wohnen, leben insgesamt 14 Personen, Paare, Getrenntlebende und Wohngemeinschaften. Die Wohnungen sind teilweise ungünstig geschnitten: "... nur an einer Seite Fenster, Arbeitszimmer, Schlafzimmer, Berliner Zimmer, lange Flure." In einer Wohnung wird die winzige Küche bemängelt, die dadurch entstanden ist, daß ein Bad eingebaut werden mußte. Darüber hinaus ist die Zimmereinteilung für eine Wohngemeinschaft sehr ungünstig: "Ein Wohnraum ist sehr klein, und ein sehr großes Zimmer ist Durchgangszimmer, also Wohnzimmer, das ist eine schlechte Aufteilung." In der 70 qm großen Wohnung leben drei Personen. Die relative Enge in den Wohnungen wird dadurch gemildert, daß Gemeinschaftsräume und -fläche vorhanden sind und genutzt werden, wie z.B. eine Dachterrasse und ein Spielhof, ein Büro und ein Dachboden. Da die Befragten sich selbst noch in der Übergangsphase begriffen sehen, ist die momentane Enge noch kein grundsätzliches Problem. Bei einer Haushaltsveränderung wird davon ausgegangen, daß man aus dem Haus auszieht - trotz des beträchtlichen Engagements, das gezeigt wurde, um dort zu wohnen.

Die Wohnung einer der beiden älteren Frauen in Bielefeld entspricht den Bedürfnissen: Sie lebt auf 53 qm in einer Zwei-Zimmer-Wohnung. Die Frau, die eine 39 qm große Einzimmerwohnung bewohnt, ist eher unzufrieden. In der kleineren Wohnung gibt es keine Küche, sondern nur eine Kochnische. Dies wird als ebenso großer Nachteil gesehen wie die 70 Stufen, die bis zur Wohnung bewältigt werden müssen und für eine 75jährige durchaus ein Problem darstellen.

"Das ist ein großer Raum, das kleine Bad, so wie hier und 'ne Küche, kann man nicht sagen, das ist mehr 'ne Kochnische. Ich habe zwar alles drin, Eisschrank, Stühle, Hängeschränke, ein kleiner Tisch, da kann ich auch frühstücken, ja und die Schlafecke Also das ist klein, da habe ich auch damals nicht aufgepaßt, das ging alles so'n bißchen holter die polter, und nachher merkt man das erst. Und was ein ganz großer Nachteil ist, das sind so 70 Stufen ohne Fahrstuhl, wenn man älter wird, ne?"

Die Küche ist ein häufig umstrittener Raum. In Hohenschönhausen steht oben auf der Wunschliste eine Küche mit Fenstern. Die Lage in der Wohnung - ob offen mit Übergang in ein anderes Zimmer oder abgeschlossen - war zum Teil Gegenstand heftiger Diskussionen. In der Wohngemeinschaft in Prenzlauer Berg wurde die sehr kleine Küche von einem Designer gestaltet und extra angefertigt, damit über die Funktionalität und Ästhetik hinaus die Möglichkeit besteht, einen Tisch mit zwei Stühlen zu stellen. Auf die Frage nach Wohnwünschen antwortete die ältere Frau in Bielefeld, die in einer Einzimmerwohnung mit Schlaf- und Kochnische lebt, sie hätte gerne eine Küche: "... habe ich mir immer mal gewünscht, 'ne schöne Küche, aber das wird wohl nichts mehr in diesem Leben." In Hohendorf wurde eine Küche mit 12 qm als klein bezeichnet. Die Küche ist ein äußerst kommunikativer Ort, der jedoch im Zuge modernen Bauens zum Arbeitsplatz für die Essenszubereitung degradiert wurde (in Ost wie in West). Dies wird als Mangel heftig beklagt.

"Was ich hier sehr vermisse, ist eine richtige Wohnküche. Wir kennen das von zu Hause aus, da spielte sich eigentlich das ganze Leben in der Wohnküche ab, da traf man sich, da saß man in der Familie, da wurde erzählt und gespielt und gemacht, das haben wir ja gänzlich nicht... Eine richtige, ordentliche Küche, würde ich Wert drauflegen, wenn ich mich mal verändern würde." (I: 1,C)

Die Küche steht dann im Vordergrund, wenn es darum geht, Wohnbedingungen für Frauen zu verbessern, da sie es sind, die in erster Linie für die Zubereitung der Mahlzeiten zuständig sind. In den modernen, schlauchförmigen Küchen ist es kaum möglich, Kinder zu beaufsichtigen, Gespräche zu führen oder Hilfe bei der Arbeit zu erhalten. Küchen wurden an den Rand gedrängt und ihre soziale Funktion vernachlässigt.

Die Wohnung ist zumeist funktional gegliedert in Schlaf-, Wohn- und Kinderzimmer. In zwei Fällen wurde das Schlafzimmer auch als Arbeitszimmer genutzt. Ein Befragter formuliert die Selbstverständlichkeit von eher gemeinschaftlichen statt individuellen Räumen, selbst in Einfamilienhäusern, wo theoretisch die Möglichkeit wäre, Zimmer für die einzelnen Personen einzurichten, folgendermaßen: "... das ist immer so: Kinder-, Schlafzimmer sind oben, unten sind eben die Nutzräume." (I:3, E) Auf die Frage, ob zwei Räume jeweils einer Person zugeordnet sind, wurde geantwortet:

"Nein, die werden von beiden genutzt. Wer das Bedürfnis hat zu flüchten, nehmen wir mal an, wenn jetzt Fußball ist und meine Frau das stört, wenn ich darauf bestehen würde, daß ich das sehe, dann sagt sie, dann zieh ich mich eben zurück. Und umgekehrt läuft das genauso." (I: 2,A)

Die Wohnungen in Prenzlauer Berg und selbstverständlich die Einzimmerwohnung in Bielefeld bilden die Ausnahme. Bei der Wohngemeinschaft hat jede der drei Personen einen Raum, darüber hinaus gibt es ein Gemeinschaftszimmer. Die Alleinerziehende lebt mit ihrem Kind in einer Zwei-Zimmer-Wohnung, in einem gemeinsamen Schlaf- und einem gemeinsamen Wohnzimmer. Bei den übrigen Befragten gab es trotz der teilweise vorhandenen Möglichkeiten (z.B. hatte ein Kind zwei Zimmer) nicht das Bedürfnis, einen separaten Bereich für jede erwachsene Person einzurichten.

Innenausstattung

Die Einrichtungen wurden lediglich mit wenigen Worten und wenig spektakulär beschrieben. Für die Zurückhaltung, sich zur Frage des persönlichen Wohnstils zu äußern, können verschiedene Gründe angeführt werden. Zum einen spielt es eine Rolle, daß Selbstverständlichkeiten, wie die eigene, vielleicht jahrelang vorhandene Einrichtung, kaum mit Worten erfaßt werden können. "Sie sehen's ja, wie ich es hier eingerichtet habe, also, wie soll ich das beschreiben, das ist ja mein Geschmack, und ich habe, daß - zum Teil die Möbel - daß sie nicht zu groß sind für den kleinen, verhältnismäßig kleinen Raum, ja?"

Danach habe ich das nun eingerichtet." (1:6: A) "Ich finde es sehr schön, wie wir wohnen." (I: 5, D) Zum anderen sollen Typisierungen vermieden werden: "Das ist wirklich von Individuum zu Individuum sehr unterschiedlich ..." (I: 1, C) Den Widerstand gegen Typisierungen hat auch ein großes Möbelhaus zu spüren bekommen, das nach aufwendigen Marktforschungen ihr Angebot auf Lebensstilgruppen hin gruppieren und die Kunden entsprechend beraten wollte. Der Versuch wurde fallengelassen, weil die Kunden sich nicht einordnen lassen wollten. Es ist möglich, daß Stilbezeichnungen kaum vorkamen, weil mit Stil immer auch Klassifikation einhergeht und gerade eine soziale Einordnung während des Gesprächs, das ja unter Nachbarn stattfand, vermieden werden sollte. Kritik an einzelnen Stilen, Vorlieben oder Abneigungen hätte vielleicht zur Kritik an anwesenden Personen geführt. Und von Bourdieu ist zu lernen, daß Geschmack in die Natur der Person hinein verlegt wird und nicht als Resultat von lebensgeschichtlichen Erfahrungen und Lernchancen begriffen wird (Bourdieu 1987).

Auf Nachfrage wurde die Inneneinrichtung z.B. in Prenzlauer Berg als "eher alternativ" bezeichnet. Eine Frau hatte die Wohnung mit einem Freund getauscht - und dabei auch die Möbel mitgewechselt. Offensichtlich spielen in diesem Fall die konkreten Gegenstände, eine Bindung an die Einrichtung oder ästhetische Gesichtspunkte keine große Rolle. Gleichzeitig wurden für die einbezogene Wohngemeinschaft von einem Designer (mit Geschäft im Berliner Bezirk Schöneberg) Möbel entworfen. Dies gab jedoch nicht der Befragte selbst bekannt, sondern wurde erst auf einen Einwurf einer MitdiskutantIn hin erwähnt. Der Grund liegt darin, daß Reichtum in dem Genossenschaftsmilieu "besser sozial nicht auffällig wird." (I: 4, D) Die Designerstücke sind vermischt mit Dingen vom Trödler, von IKEA oder Selbstgebautem (Regale, Schreibtische).

In Hohendorf verwendete eine Person die Etiketten "altdeutsch" und "rustikal" (Tapete, Eichenmöbel und Kamin im Wohnzimmer mit einer Klinkerwand), die sie mit den Worten "Das ist ein Unterschied" (I: 3,A) von der Einrichtung einer weiteren Befragten abgrenzte, die ihre eigene Einrichtung als "modern" und "hell" beschrieb. Eine andere Befragte äußerte den Wunsch nach einer modernen Einrichtung in Form von "heller Eiche". Nach den Klassifikationen der Studie "Wohnwelten 2" dürften hier die Wohnstile "Rustikalität und "legere Gemütlichkeit" anzutreffen sein. Zumindest ist eine starke Tendenz in Richtung gediegener, naturnaher Materialien wie Holz vorhanden. Der Befragte aus Biesdorf hat eine Vorliebe für skandinavische Möbel, sein Wunsch sind Schiffsbohlen im Wohnzimmer, und auch der Lebensstil deutet auf die Nähe zur Natur hin (Laufen, Baden, Saunen). Als abschreckend wurden eine strenge Ordnung und überladene, repräsentativ geschmückte Sofas empfunden.

"... ich liebe zwar solche Häuser, wo wenig Möbel drin sind und wo man ausschreiten kann, wo nicht alles rumliegt, so wie das bei uns ist - Zeitungen, überall... und wenn jemand kommt, muß man erstmal schnell die Zeitungen oder Bücher zusammenräumen, das stört mich manchmal auch, aber, auf der anderen Seite hasse ich auch solche Wohnungen, wo ich selber schon ein schlechtes Gewissen habe, wenn ich mich auf ein Sofa setze, weil da schon wieder ein Kissen verrutscht oder ich schon an der Art und Weise, wie die Kissen liegen, sehe, daß ich eigentlich der Störfaktor bin. Das Sofa ist am schönsten, wenn keiner drauf sitzt. Und diese Kombination, die wäre mir jetzt zu bieder.... Jetzt hat meine Frau so in den mediterranen Farben Bettdecken gekauft, die geben dem Zimmer so einen ganz neuen Reiz, das finde ich herrlich, da kann ich mich drüber freuen."

Der Befragte äußerte eine starke Bindung an die einzelnen Gegenstände und auch an das Haus, von dem er meint, daß es für andere nicht schön sei. Aufgrund der langjährigen, oft mühevollen Instandhaltung hat er jedoch einen starken Bezug zu den einzelnen Gegenständen entwickelt. Dieser Befragte äußerte sich am klarsten zu Stilpräferenzen und Abneigungen. Die Möbel aus der DDR wurden zum Teil ausgetauscht, die Hauptbestandteile im Wohnzimmer (Kirsch-Furnier) sind jedoch aus der Vorwende-Zeit. Das Häuschen wurde instandgesetzt, indem Fenster, Dach und Isolierung erneuert wurden. Darüber hinaus wurde der Keller ausgebaut und eine Sauna eingerichtet. Auf der Wunschliste steht ein mit Solarenergie betriebener swimming pool im Garten. In der Nachbarschaft sind swimming pools schon sehr verbreitet, was als ostdeutsches Phänomen interpretiert wird: "... da (in Bonn, A. S.) gibt es das gar nicht, obwohl die sicher das Geld dazu hätten, aber nein, das ist da nicht drin. Aber hier haben die die kuriosesten Dinger..." Außerdem wünscht sich der Befragte noch einen Wildgarten.

Veränderungen sind vor allem in Ostdeutschland zu erwarten gewesen, weil der reichhaltigere Zugang zu Einrichtungsgegenständen und Baumaterialien ganz neue Gestaltungsmöglichkeiten eröffnete. Die hier angetroffenen Befragten äußerten jedoch Zurückhaltung beim Kauf neuer Möbel. Bei den Befragten aus Hohenschönhausen haben bis auf eine Partei die Mieter Einzelstücke neu erworben, ohne sich ganz neu einzurichten. Hier wurden Stilmerkmale wie "modern", "gemischt, ... modern, ... eben schlichtes Holz" und "IKEA" genannt. Einrichtungsfragen sind jedoch nicht "harmlos", sie können Stoff für heftige Konflikte bieten, z.B. die Frage der Gardinen (Rudow) oder die Form der Fenster (Hohendorf).

Die Nutzung des Wohnquartiers

In vier Wohngegenden wurden keine Probleme mit der Infrastruktur gesehen, in der Bielefelder Innenstadt und in Prenzlauer Berg ebenso wie in Rudow und Biesdorf. "Je älter man wird, je mehr schätze ich das. Man hat alle Geschäfte in der Nähe ..." "Besser geht das ja gar nicht, hier ist ja das Rathaus, und Busse, man muß sich natürlich dafür interessieren..." Läden für den täglichen Bedarf, ebenso wie Post, Friseur oder Ärzte sind in diesen Wohngebieten vorhanden. Die Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr ist kein Problem, dafür jedoch der Individualverkehr in fließender und ruhender Form. In Rudow ist seit der Maueröffnung die Verkehrsbelastung in solch einem Maße gestiegen, daß selbst die Gartenarbeit zur lästigen Pflicht geworden ist. In einem Fall soll das Schlafzimmer in den Keller verlegt werden, um dem Lärm zu entfliehen. Die Lärmbelastung führte bei einem befragten Ehepaar insgesamt zur Veränderung des Freizeitverhaltens, da die Wochenenden neuerdings genutzt werden, um zu wandern und Ruhe zu finden.

In Hohenschönhausen und Hohendorf gibt es massive Probleme durch das Fehlen von Infrastruktureinrichtungen. Im Berliner Bezirk gibt es zwar eine S-Bahn-Anbindung, die jedoch kreisförmig um die Stadtmitte herumführt, statt direkt in das Zentrum, was zu einer Fahrzeit von einer dreiviertel Stunde führt. Da die S-Bahn zugleich den Stadtteil von der Innenstadt abtrennt, muß

der gesamte Individualverkehr über zwei Brücken in die Stadt fließen, was zu erheblichen Beeinträchtigungen vor allem in Stoßzeiten führt. Ansonsten wird vor allem das Fehlen von Freizeiteinrichtungen bemängelt:

"... daß 1990 in der Wohngebietsgaststätte dann irgendwelche Möbelmärkte, und dann Norma und irgendwelche Discounter reingezogen sind, das ist ein bißchen schwach. Es fehlt eigentlich das, was man so in den Altbaubezirken hat, wo historisch irgendwas gewachsen ist, also Kneipe an der Ecke, oder irgendwo, wo man einfach reingeht, wo man sich treffen kann ... Also gut, für ältere Leute gibts noch hier den Senioren-Club, aber viel mehr ist da nicht. Also man hat nicht die Möglichkeit, praktisch mal abends ein Bier trinken zu gehen. Oder auch mal nachmittags ... Sporteinrichtungen fehlen, für die Jugendlichen ..." (I: 1,D)

"... das Entscheidende ist, daß kulturelle Sachen fehlen, kein Kino, bzw. relativ weit weg, keine Sporteinrichtungen, keine Schwimmhalle oder irgendwie Cafes, davon gar nicht zu sprechen." (I: 1,E)

"... also ich würde es als Schlafstadt, nicht unbedingt als Zentrum meines Lebens und meiner Kommunikation betrachten." (I: 1,D)

Mit dem Mangel an Einrichtungen, die Kommunikation und Abwechslung ermöglichen, geht zugleich eine starke Kritik an der Monotonie der Bauweise und Gestaltung des Wohnviertels einher. Selbst die wenigen vorhandenen Grünflächen werden mit Hecken bepflanzt, die zwar wenig Arbeit machen, aber keine Augenweide darstellen. Befragte aus Hohenschönhausen formulierten dieses Problem folgendermaßen:

"Weil es wirklich derart steril im Moment noch ist." (1:1,D)

"Bei uns ist alles so monoton." (I:1,C)

"Wenn Du mal krank bist und denkst, müßtest an die frische Luft, oh nein, wenn Du hier rumläufst, du bist total deprimiert." (1:1,G)

Die Wünsche betreffen in erster Linie die Anreicherung des Gebiets mit kommunikativen Orten, d.h. Cafes, Kneipen, Restaurants und Sportmöglichkeiten. Vor allem für Jugendliche fehlen Clubs und Freizeiteinrichtungen, da die vorhandenen Möglichkeiten für kleinere Kinder ausgelegt sind. Darüber hinaus wurden Radwege, "ein Markt, wo man auch mal was Besonderes kauft, was ein gewisses Fluidum ausstrahlt", und Grünflächen, die zum Aufhalten einladen, vermißt.

Im Dorf Hohendorf sind keine Klagen über zu wenig Grün zu hören gewesen, dafür mangelt es an Läden und Dienstleistungsbetrieben.

"In Hohendorf kannst Du an Möglichkeiten alles vergessen, hier ist ja nichts." (I: 3,B)

"Hier ist noch nicht einmal mehr eine Kneipe. ... so einen freischaffenden Künstler, aber direkt einen Friseur wie früher gibts auch nicht mehr."

"Das Notwendigste kriegt man zum Überleben, aber das war's dann." (I:3,F)

"Ein Metzgerwagen kommt zwei-, dreimal die Woche für eine Stunde hier hin. Überlegst du dir um zwei Uhr, du willst abends Schnitzel machen, bist Du natürlich aufgeschmissen, mußt Du erst nach W. fahren und mußt sie dir holen. Also kriegst hier nicht alles ..."

Bei den Befragten spielt der Partykeller als Ort für Kommunikation und Geselligkeit eine große Rolle, vor allem, seitdem es keine Kneipe mehr im Ort gibt. Die notwendigen Wege zu bestimmten Einrichtungen wie Ärzten, Friseur oder Musikschule für Kinder werden mit dem Auto bewältigt. Ohne Privat-Pkw ist das Leben auf dem Dorf für die Befragten kaum vorstellbar, weil die Anbindung an öffentliche Nahverkehrsmittel zu wünschen übrig läßt. Ältere Leute sind beispielsweise auf Verwandte oder Nachbarn angewiesen, um notwendige Dinge zu erledigen. Eine Differenzierung und Bereicherung der Freizeitangebote wird dennoch wahrgenommen. Während früher nur Fußball gespielt wurde, gibt es jetzt die unterschiedlichsten Vereine, von Tennis über Musik und Reiten bis hin zum Oldtimer-Club.

Nachbarschaft

Über Probleme mit Nachbarn wurde mit Ausnahme des Genossenschaftsmodells nichts bekannt. In Hohenschönhausen wird allerdings eine Abnahme der Kontakte konstatiert. Zu DDR-Zeiten wurden Aktivitäten und Feste organisiert und auch finanzielle Mittel hierfür bereitgestellt. Seit der Wende spielt sich der Alltag stärker in den eigenen vier Wänden ab, lose Kontakte und kleinere Hilfeleistungen sind jedoch nach wie vor gegeben. In Biesdorf wird die Nachbarschaft ebenfalls als intakt beschrieben. Leute, die neu in das Gebiet ziehen, werden peu a peu den Alteingesessenen entsprechend geformt:

"... aber da haben doch öfter die Häuser gewechselt, und da kommen eben Leute hin, die werden zwangsläufig durch ihr Umfeld so wie wir. Auch wenn sie zu Anfang nicht so waren. Das kommt automatisch." (I: 2,A)

In Rudow wird die Nachbarschaft sehr gelobt, was zur Verbesserung der Wohnqualität entscheidend beiträgt. Die mit den Eigenheimen gegebenen, vergleichsweise großen Entfernungen zu Nachbarn werden dabei deutlich als Vorteil gesehen: "Der Garten funktioniert ja sozusagen als Abstandhalter." (1:5,A) In dem Haus der Befragten in Bielefeld wohnen überwiegend alleinlebende Ältere, die ansatzweise eine Art Hausgemeinschaft gegründet haben, indem sie sich die Tageszeitung weiterreichen und

und wechselseitig ein wenig aufeinander achten. In Hohendorf ist nicht die unmittelbare Nachbarschaft das Entscheidende für die soziale Integration, sondern die Dorfgemeinschaft von Gleichaltrigen.

"Ich könnte auch mit einem Nachbarn nichts anfangen, der 60 oder 70 Jahre alt ist. Den grüßt man, sagt man guten Abend, und wenn es wirklich mal hoch kommt, trinkt man mal eine Flasche Bier mit dem, ansonsten ist er Nachbar und das war's"... Obwohl der Nachbar an sich keine Probleme macht. ... Der hat das Glück, daß seine Büsche bei uns auf der Einfahrt wachsen. Kümmert sich echt wenig drum. Wenn wir sie nicht schneiden, schneidet sie keiner." (I: 3,F)

"Es kommt schon mal vor, daß die Frauen alleine nach Mallorca fliegen, kommt alles vor."

Das ist eigentlich viel, daß wir eine Zeit ausmachen, sagen, abends treffen wir uns, grillen, Bier trinken, uns unterhalten, das gehört dazu, da brauchen wir uns doch nichts vormachen, das ist so." (I:3,E)

Die soziale Integration wird als entscheidender Vorteil des Dorflebens erwähnt, neben den Spiel- und Bewegungsmöglichkeiten für Kinder. Drei der sieben Befragten aus dem Dorf haben bereits in kleineren Städten im Umkreis gewohnt, beklagen dort jedoch die Anonymität. Wegen der größeren sozialen Nähe sind sie wieder in das Dorf gezogen, wo "jeder jeden kennt". Ohne den verbindlichen Umgang miteinander wäre auch die wechselseitige Unterstützung beim Hausbau nicht denkbar. Der Nachteil für "Fremde" wird zugleich wahrgenommen und kritisch bemerkt, wenn von der Abwehr der Dorfbewohner z.B. gegenüber Tätowierungen berichtet wird. Verhaltensweisen und Lebensäußerungen werden damit im Dorf stärker konserviert als in der Stadt.

Bei den Befragten aus dem Genossenschaftsmodell in Prenzlauer Berg ist das Gemeinschaftsleben mit dem Ende der Bautätigkeiten stark zurückgegangen, da jeder Bewohner erstmal wieder eine Privatsphäre haben wollte. Die Gemeinschaftsräume im Haus, z.B. die Dachterrasse oder der Spielhof, werden jedoch frequentiert. Zur Nähe und sozialen Kontrolle durch Nachbarn gab es unterschiedliche Standpunkte. Während eine Befragte das dörfliche Leben in der Stadt gesucht hat und gerade deshalb in einem genossenschaftlich organisierten Haus wohnt, sind die Nähe und das Wissen um die persönlichen Lebensumstände für andere Bewohner ein Problem. Als es um Nachbarschaft ging, hat eine Interviewpartnerin, die sich schlecht integriert fühlt und mit einem Teil der Hausbewohner in einem konflikthaften Verhältnis steht, das Gespräch beendet und den Raum verlassen.

Bewertung des Hauses und des Wohngebiets

Jedes der einbezogenen Wohngebiete ist nach Auskunft der Befragten mit spezifischen Vorteilen und Nachteilen behaftet. Die Plattenbauten in Hohenschönhausen werden vergleichsweise gut bewertet, weil die soziale Durchmischung gelungen ist und die Wohnungen zufriedenstellend sind. Bemängelt werden die Enge der Wohnungen, wenn Kinder im Haushalt leben, die Monotonie des Wohngebiets und die fehlende Infrastruktur, die sich auch auf mangelnde Grüngürtel und den Verkehr bezieht. Das Dorf Hohendorf weist vergleichbare infrastrukturelle Mängel auf, die Vorteile liegen in der Überschaubarkeit, der sozialen Nähe, dem verfügbaren Platz und der Kinderfreundlichkeit der Wohnbedingungen. Die Bielefelder Innenstadt hat eine gute Infrastruktur, zufriedenstellende Wohnungen und relativ langjährige Nachbarschaftsverhältnisse. Nachteile wurden in einer zunehmenden Monostruktur der Gewerbebetriebe und in der Parkraumbewirtschaftung gesehen. In der Einfamilienhaussiedlung Biesdorf wurden keine nennenswerten Probleme aufgezählt, wenn vom neuen Ausländerwohnheim abgesehen wird, dessen Bewohner mit Skepsis im Wohngebiet betrachtet werden. Die vergleichbare Siedlung im westlichen Teil von Berlin-Rudow leidet seit Maueröffnung stark durch die enorme Verkehrsbelastung; hiervon unabhängig werden die Wohnverhältnisse als gut bewertet. Die Befragten von Prenzlauer Berg sehen sich selbst dort nicht fest verankert, obwohl es eine große Rolle spielt, in einem aufregenden Gebiet zu wohnen, und obwohl enorm investiert wurde, um in dem betreffenden Haus zu wohnen. Da die zweijährige Bauphase aber nicht so sehr als Belastung, sondern als gelungenes Experiment im Lebenslauf gesehen wurde, fällt die langfristige Wohnperspektive nicht so sehr ins Gewicht. Bis auf eine Befragte, die nicht am Bau beteiligt war, sondern später zuzog und nicht in der Gemeinschaft verankert ist, sind die Bewohner in diesem Alternativmodell mit ihren Wohn- und Nachbarschaftsverhältnissen zufrieden. Für Außenstehende mögen dabei Aufwand und Ertrag in einem ungünstigeren Verhältnis stehen als für die Betroffenen selbst.

4 Zusammenfassung: Ergebnisse im Hinblick auf den Zusammenhang von Lebensstilen und Wohnen

Die vorhergehenden Ausführungen haben gezeigt, daß nicht allein die Haushaltsform den Wohnstandort bestimmt, sondern auch Lebensstilaspekte eine Rolle spielen. Die Bewohner des Hauses in Prenzlauer Berg wohnen nicht zuletzt dort, weil der Bezirk das passende Ambiente und eine adäquate Infrastruktur bietet. Das Wohnen ist stark auf die Gemeinschaft ausgerichtet, und die Freizeit wird zumeist im Kiez oder in "verwandten" Bezirken wie Kreuzberg oder Schöneberg verbracht. In Hohendorf ist ebenfalls eine sehr starke Orientierung auf die Dorfgemeinschaft feststellbar, die bei den Befragten einem Stadtleben entgegensteht. Es ist allerdings nicht auszuschließen, daß einige Befragte von Prenzlauer Berg einmal auf dem Dorf leben, da sie sich im Hinblick auf mögliche Standorte weitaus offener zeigten. Die Mobilitätsbereitschaft der Interviewpartner/innen aus beiden Orten differiert damit ganz deutlich, was nicht nur der Haushaltsform geschuldet ist. Personen aus dem Dorf, die bereits woanders wohnten, sind wieder zurückgezogen, um am gemeinschaftlichen Dorfleben Anteil zu haben. Mobilität bzw. Immobilität sind damit wichtige Gründe, um den eigenen Lebensstil zu entfalten oder zu stabilisieren. Diese These wird auch dadurch gestützt, daß Jugendliche, die aus dem Elternhaus von Befragten ausgezogen waren, zumeist in "interessantere" Bezirke gezogen waren und nicht in Hohenschönhausen oder Rudow wohnen blieben.

Auch die beiden älteren Befragten aus Bielefeld benötigen ein städtisches Umfeld, sie hätten in einem Dorf vermutlich größere Schwierigkeiten gehabt, in ihrer Generation als Frau dauerhaft ein eigenständiges Leben mit wechselnden Partnern zu führen. In Biesdorf und Rudow finden wir konventionelle, familienorientierte Lebensstile, die zugleich am städtischen Kulturangebot partizipieren. Als wichtiger Punkt beim Zusammenhang von Lebensstilen und Wohnen ist damit die Nutzung und Prägung des Wohnumfeldes zu nennen, das durch die "Gelegenheiten" (Wohnungen, Infrastruktur, Image) bestimmte Nutzergruppen anzieht, andere abstößt oder auch verdrängt und somit zur Verfestigung von Lebensstilen beiträgt (vielleicht über die Lebensdauer der Lebensstile hinaus). Für die Expression von Lebensstilen und die Identitätssicherung sind die Erlebnismöglichkeiten im Wohngebiet jedoch notwendige Bedingungen. Lüdtke nennt dies die "Widerspiegelungsthese": "Der Bewohner 'sendet' zunächst probeweise in alle Richtungen der Umgebung Orientierungen; 'erfolgreiche' Sendungen kommen als symbolische Signale und 'soziales Echo' zu ihm zurück und werden in einem Prozeß von Versuch und Irrtum ausgewählt, gewichtet, verknüpft und verdichtet." (Lüdtke 1989:146) Es kann davon ausgegangen werden, daß sich mit der zunehmenden Erfahrung und Aneignung räumlich zuzuordnender Bedingungen auch die Bindung an einen Ort verstärkt.

In Hohenschönhausen ist eine geringe Bindung an den Ort selbst festzustellen. Die Beschreibungen der Wohnungen und die Besichtigung von zwei Wohnungen von Befragten verraten jedoch, daß hier ganz unterschiedliche Lebensstile anzutreffen sind. Während z.B. eine Befragte ihre Freizeit außerhalb des Quartiers verbringt und Hohenschönhausen "nicht als Zentrum meines Lebens und meiner Kommunikation" betrachtet, geht eine andere Person mit dem Hund und Bekannten im Viertel spazieren und bewegt sich kaum fort. Die Wohnviertel unterscheiden sich somit auch im Hinblick auf die Heterogenität oder Homogenität der Lebensstile. Sehr homogene Viertel haben eine eigene Identität, die sich über Schließungs- und Segregationstendenzen zu ganz eigenen

Gebilden entwickeln können, die auch in den "kognitiven Landkarten" (Lüdtke 1989) der Ortsansässigen - und vielleicht darüber hinaus - bekannt sind. Dabei könnte vermutet werden, daß eine homogene Bausubstanz auch auf homogene Lebensstile der Bewohner schließen lassen könnte. Dies ist jedoch zumindest in Plattenbausiedlungen nicht der Fall.

Die Wohnraumgestaltung steht in klarem Zusammenhang mit den Lebensstilen. In Prenzlauer Berg waren preisgünstige und gebrauchte Einrichtungsgegenstände sowie Designermöbel in einer Wohnung vereint. In Bielefeld stand "Gemütlichkeit" durch die Polstergarnitur, Teppiche, Holzvitrine und gerahmte Bildchen im Vordergrund der Wohnzimmergestaltung. Holz dominierte als Material in allen gesehenen Wohnungen, in unterschiedlicher Form und Behandlung (von abgeschliffenen Dielen bis hin zu Eiche rustikal). Ausgesprochen moderne, sachlich geformte Einrichtungsgegenstände haben wir bei aller Unterschiedlichkeit nicht angetroffen. Die Wohnungen sollen als emotionaler Rückzugs- und Entspannungsort dienen, und dazu eignen sich kühlere Formen und Materialien offensichtlich weniger. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Dörhöfer (1994), die die Inneneinrichtung verschiedener Wohnungen in Hohenschönhausen und Kipset in Budapest, ebenfalls ein Plattenbaugebiet; untersucht. Die Darstellung der eigenen Persönlichkeit (und des Lebensstils) sowie der Rückzug aus dem öffentlichen Leben sind die stärksten Faktoren, die die Wohnraumgestaltung bestimmen (Dörhöfer 1994: 155ff.).

Damit kann gesagt werden, daß die Ausübung und die Verfestigung von Lebensstilen bestimmte Gelegenheiten und Mitmenschen benötigen. Diese befinden sich an bestimmten Orten, so daß es lohnenswert wird, soziale Zusammensetzung bestimmter Räume nach Lebensstilen zu untersuchen und genauer zu analysieren, in welchem Zusammenhang Wohnverhältnisse, Wohnwünsche und Mobilität mit Lebensstilen stehen.

Anmerkungen

Es handelt sich um den "Wohlfahrtssurvey 1993", eine von der DFG im Rahmen des Projekts "Wohlfahrtsentwicklung im vereinten Deutschland" geförderte Bevölkerungsumfrage unter der Leitung von Wolfgang Zapf, Heinz-Herbert Noll und Roland Habich.

Für ganz Deutschland gibt es gültige Normen für Wohnungen, die auf die patriarchalische Kleinfamilie zugeschnitten sind, und in denen bereits an der Anordnung der Steckdosen im Raum die Zimmerzuweisung zu erkennen ist: Wohnzimmer, Elternschlafzimmer, (halbe) Kinderzimmer, (Arbeits-) Küche, Naßzelle (um Platz zu sparen, teilweise ohne natürliches Licht, Luft und Sonne) sowie die "Verkehrsfläche" Flur (vgl. Terlinden 1994b).

In diesem Beitrag sollen nicht Konzept, Operationalisierung und Ergebnisse der Typenbildung selbst behandelt werden (siehe hierzu Spellerberg 1993 und 1996). Auf eine detaillierte Typenbeschreibung wird an dieser Stelle verzichtet, um die Ergebnisse in stringenter Form darzustellen. Eine Kurzbeschreibung der jeweils neun Gruppen befindet sich im Anhang.

Für "endogene Gentrification" können beispielhaft bestimmte Wohnblöcke in Kreuzberg angeführt werden. Einige Quartiere wurden aufgewertet, nicht weil Bessergestellte zugezogen sind, sondern weil die dort lebenden Jüngeren am Ort blieben, Mieterwiderstand gegen Luxusmodernisierungen leisteten, Mitsprache einforderten, Selbsthilfeprojekte gründeten und infolgedessen das Quartier kulturell aufwerteten (Terlinden 1994a: 75). Auch Kecskes geht davon aus, daß die Aufwertung von Gebieten eher von einer Statusanhebung der Einwohner ausgeht als vom Zuzug Bessergestellter (Kecskes 1994). Die Daten für Bielefeld und Hohendorf (Kreis Höxter in NRW) stammen aus der Volkszählung 1987 (Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik Nordrhein-Westfalen (Hg.): Bevölkerung und Privathaushalte sowie Gebäude und Wohnungen. Ausgewählte Ergebnisse für Gemeindeteile. Regierungsbezirk Detmold. Band Nr. 6.1.4; S. 1-11 und S. 92-101). Die Daten für die Berliner Wohngegenden stammen aus dem Mikrozensus 1995 (Statistisches Landesamt Berlin (Hg.): Berliner Statistik. Statistische Berichte. "Bevölkerung und Privathaushalte in Berlin im April 1995". Ergebnisse des Mikrozensus. Teil 2. Ost-West-Vergleich. Mai 1995; und "Melderechtlich registrierte Ausländer in Berlin" vom März 1996. Es handelt sich um eigene Berechnungen der Anteils werte.

Auch hier kann man überwiegend von "endogener Gentrification" ausgehen. In dem von uns aufgesuchten Genossenschaftshaus lebten bereits 80% der Bewohner auch schon zu DDR-Zeiten - dies war für uns eine Überraschung. Die Bewohner des Häuserblocks hatten bereits vor 1989 Widerstand gegen Abrißabsichten geleistet und nach der Wende überlegt, in welcher Form sie ihre Interessen am ehesten wahren können. Auf diese Weise war es zur Genossenschaft gekommen, in die inzwischen weitere Häuser aufgenommen wurden. Beklagt wurden allerdings bestimmte "Touristenmeilen" im Quartier. Die Veränderung der Infrastruktur wurde zum Teil als Verbesserung wahrgenommen (Gewerbebetriebe etablierten sich seit Maueröffnung in großem Maßstab) und zum Teil negativ bewertet (kleine Handwerksbetriebe und Tante-Emma-Läden schlossen, statt dessen wurden Kneipen eröffnet.).

Literatur

- Alisch, Monika (1994): Innenstadtnahes Wohnen als Chance zur Lebensstilisierung jenseits der "weiblichen Normalbiographie". In: Dangschat, Jens, Jörg Blasius (Hg.): Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden. Opladen: Leske + Budrich, S. 396-407
- Baur, Rita (1986): Leitbilder für den ländlichen Raum im Schnittpunkt subjektiver Beurteilungen und objektiver Indikatoren. In: Schmals, Klaus M.; Rüdiger Voigt (Hg.): Krise ländlicher Lebenswelten. Analysen, Erklärungsansätze und Lösungsperspektiven. Frankfurt am Main: Campus Verlag. S. 277-296
- Berg, Klaus, Marie-Luise Kiefer (1987): Massenkommunikation III. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964-1985. Schriftenreihe Media-Perspektiven, Bd. 9. Frankfurt am Main, Berlin: Metzner
- Blasius, Jörg (1993): Gentrification und Lebensstile. Eine empirische Untersuchung. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag
- Blasius, Jörg (1996): Neue Lebensstile und Wohnformen. Der Wandel von innenstadtnahen Wohngebieten infolge der Wiederaufwertung. In: Schäfers, Bernhard, Göttrik Wewer (Hg.): Die Stadt in Deutschland. Soziale, politische und kulturelle Lebenswelt. Opladen: Leske + Budrich, S. 183-200
- Blasius, Jörg, Jens Dangschat (Hg.) (1990): Gentrification - Die Aufwertung innenstadtnaher Wohngebiete. Frankfurt am Main: Campus Verlag
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Burda (1991) (Hg.): Wohnwelten in Deutschland 2. Das Haus. München: Eigenverlag
- Dangschat, Jens (1994a): Lebensstile in der Stadt. In: Dangschat, Jens, Jörg Blasius (Hg.): Lebensstile in den Städten. Opladen: Leske + Budrich, S. 335-354
- Dangschat, Jens (1994b): Segregation - Lebensstile im Konflikt, soziale Ungleichheiten und räumliche Disparitäten. In: Dangschat, Jens, Jörg Blasius (Hg.): Lebensstile in den Städten. Opladen: Leske + Budrich, S. 426-445
- Dangschat, Jens (1996): Raum als Dimension sozialer Ungleichheit und Ort als Bühne der Lebensstilisierung. In: Schwenk, Otto G. (Hg.): Lebensstil zwischen Sozialstruktur und Kulturwissenschaft. Opladen: Leske + Budrich, S. 99-135
- Dangschat, Jens, Jürgen Friedrichs (1988): Gentrification in der inneren Stadt von Hamburg. Hamburg: Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Stadtforschung
- Dörhöfer, Kerstin (1994): Dreizehn Haushalte und ihr Ambiente. In: Dörhöfer, Kerstin (Hg.): Wohnkultur und Plattenbau: Beispiele aus Berlin und Budapest. Berlin: Reimer, S. 155-224
- Dörhöfer, Kerstin, Ulla Terlinden (1994): Fazit. In: Dörhöfer, Kerstin (Hg.): Wohnkultur und Plattenbau: Beispiele aus Berlin und Budapest. Berlin: Reimer, S. 225-229
- Droth, Wolfgang, Jens Dangschat (1985): Räumliche Konsequenzen der Entstehung neuer Haushaltstypen. In: Friedrichs, Jürgen (Hg.): Die Städte in den 80er Jahren. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 147-180
- Friedrichs, Jürgen (1995): Stadtsoziologie. Opladen: Leske + Budrich
- Friedrichs, Jürgen, Robert Kecskes (Hg.) (1996): Gentrification. Opladen: Leske + Budrich
- Friedrichs, Jürgen, Joachim Genosko, Hartmut Häußermann, Wendelin Strubelt (1996): Die Entwicklung ostdeutscher Städte und Regionen: Ergebnisse, Folgerungen und Perspektiven. In: Strubelt, Wendelin, u.a. (Hg.): Städte und Regionen. Berichte zum sozialen und politischen Wandel in Ostdeutschland. Opladen: Leske und Budrich, S. 481-502
- Giegler, Helmut (1994): Lebensstile in Hamburg. In: Dangschat, Jens, Jörg Blasius (Hg.): Lebensstile in den Städten. Opladen: Leske + Budrich, S. 255-272

- Godau, Marion (1994): Die Innenraumgestaltung in der DDR. In: Dörhöfer, Kerstin (Hg.): Wohnkultur und Plattenbau: Beispiele aus Berlin und Budapest. Berlin: Reimer. S. 105-120
- Häußermann, Hartmut (1988): Stadt und Lebensstil. In: Hauff, Volker (Hg.): Stadt und Lebensstil. Weinheim und Basel: Beltz, S. 75-89
- Häußermann, Hartmut, Walter Siebel (1991): Soziologie des Wohnens. In: Häußermann, Hartmut (Hg.) u.a.: Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft, S. 69-116
- Häußermann, Hartmut; Walter Siebel (1996): Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Weinheim und München: Juventa
- Herfert, Günter (1996): Wohnsuburbanisierung in Verdichtungsräumen der neuen Bundesländer. Eine vergleichende Untersuchung im Umland von Leipzig und Schwerin. In: Institut für Länderkunde Leipzig (Hg.): Europa regional. 4. Jg., Heft 1, S. 32-49
- Herlyn, Ulfert (1990): Leben in der Stadt. Lebens- und Familienphasen in städtischen Räumen. Opladen: Leske + Budrich
- Herlyn, Ulfert, Gitta Scheller, Wulf Tessin (1994): Neue Lebensstile in der Arbeiterschaft? Eine empirische Untersuchung in zwei Industriestädten. Opladen: Leske + Budrich
- Herlyn, Ulfert, Annette Harth (1990): Soziale Differenzierung und soziale Segregation. In: Strubelt, Wendelin, u.a. (Hg.): Städte und Regionen. Berichte zum sozialen und politischen Wandel in Ostdeutschland. Opladen: Leske und Budrich, S. 257-288
- Hinrichs, Wilhelm (1996): Wohnungsversorgung in Ostdeutschland - Kontinuität und Neuformierung. In: Zapf, Wolfgang, Roland Habich (Hg.): Wohlfahrtsentwicklung im vereinten Deutschland. Berlin. Edition sigma. S. 253-282
- Kecskes, Robert (1994): Gentrification: Eine Klassifikation von Wohnungsnachfragern auf dem Wohnungsmarkt. In: ZA-Information 35, S. 27-48
- Klocke, Andreas (1993): Sozialer Wandel, Sozialstruktur und Lebensstile in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang Verlag (Beiträge zur Politikwissenschaft, Bd. 54)
- Klocke, Andreas (1994): Dimensionen, Determinanten und Handlungsrelevanz von Lebensstilen. In: Dangschat, Jens, Jörg Blasius (Hg.): Lebensstile in den Städten. Opladen: Leske + Budrich, S. 273-285
- Klocke, Andreas, Spellerberg Annette (1991): Aus zweiter Hand. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung auf dem Second-Hand-Markt in Berlin/West-Berlin: Arno-Spitz-Verlag
- Lüdtke, Hartmut (1989): Expressive Ungleichheit. Zur Soziologie der Lebensstile. Opladen: Leske + Budrich
- Kraft, Sabine (1985): Zuhause in der Stadt. In: Franke, Lutz (Hg.): Menschlich wohnen. Frankfurt am Main: Campus Verlag. S. 109-122
- Krämer, Stefan (1992): Die Großstadt als Wohnstandort. Eine soziologische Analyse der Attraktivität großstädtischer Wohnstandorte für unterschiedliche Bevölkerungsgruppen. Regensburg: S. Roderer Verlag
- Noelle-Neumann, Elisabeth, Renate Köcher (1993): Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1984-1992. Bd. 9. München, u.a.: K. G. Saur. Verlag für Demoskopie Allensbach am Bodensee
- Noller, Peter, Klaus Ronneberger (1994): Neue Technologien, Technikleitbilder, Lebensstile und Urbanität. Forschungsbericht. Institut für Sozialforschung. Frankfurt am Main
- Pappi, Franz Urban, Ingeborg Pappi (1978): Sozialer Status und Konsumstil - Eine Fallstudie zur Wohnzimmereinrichtung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 30. Jg., Heft 1, S. 87-115
- Passe, Ulrike (1994): Stadtentwicklung und Wohnungsbau in Ost-Berlin seit 1945. In: Dörhöfer, Kerstin (Hg.): Wohnkultur und Plattenbau: Beispiele aus Berlin und Budapest. Berlin: Reimer. S. 33-54

- Richter, Rudolf (1989): Subtile Distinktion zur Reproduktion sozialer Ungleichheit im mikrosozialen Bereich. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie. 14. Jg., Heft 3, S. 53-63
- Richter, Rudolf (1994): Der Habitus von Lebensstilen in Stadt und Land. In: Dangschat, Jens, Jörg Blasius (Hg.): Lebensstile in den Städten. Opladen: Leske + Budrich, S. 355-365
- Rybczynski, Witold (1991): Verlust der Behaglichkeit. München: dtv
- Sahner, Heinz (1996): Städte im Umbruch. In: Strubelt, Wendelin, u.a. (Hg.): Städte und Regionen. Berichte zum sozialen und politischen Wandel in Ostdeutschland. Opladen: Leske und Budrich, S. 447-480
- Scheewe, Peter (1995a): Struktur und Nutzung von Gebäuden. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Wirtschaft und Statistik. Heft 4, S. 287-291
- Scheewe, Peter (1995b): Wohnungen und ihre Ausstattung. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Wirtschaft und Statistik. Heft 5, S. 361-365
- Scheewe, Peter (1995c): Wohnsituation der Haushalte. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Wirtschaft und Statistik. Heft 10, S. 746-751
- Schulze Buschoff, Karin (1996): Haushalts- und Erwerbskonstellationen in der Bundesrepublik - Pluralisierung in West und Ost? In: Zapf, Wolfgang, Roland Habich (Hg.): Wohlfahrtsentwicklung im vereinten Deutschland. Berlin: edition sigma. S. 189-204
- Silbermann, Alphons (1991): Neues vom Wohnen der Deutschen (West). Köln: Verlag Wissenschaft und Politik
- Silbermann, Alphons (1993): Neues vom Wohnen in Ostdeutschland. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik
- Spellerberg, Annette (1993): Lebensstile im Wohlfahrtssurvey 1993. Dokumentation zum Konzept und zur Entwicklung des Fragebogens. Hektographiertes Manuskript. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Arbeitsgruppe Sozialberichterstattung
- Spellerberg, Annette (1996): Soziale Differenzierung durch Lebensstile. Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland. Berlin: edition sigma.
- Spiegel, Erika (1986): Neue Haushaltstypen. Entstehungsbedingungen, Lebenssituation, Wohn- und Standortverhältnisse. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag
- Stahmer, Carsten, und Mitarbeiter (1996): Umweltökonomische Trends bei privaten Haushalten. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Wirtschaft und Statistik. Heft 9, S. 583-591
- Strohmeier, Klaus Peter (1996): Die Polarisierung der Lebensformen in den Städten und Gemeinden -demographische Strukturbrüche, soziale Hintergründe und sozialpolitische Probleme. In: Schäfers, Bernhard, Göttrik Wewer (Hg.): Die Stadt in Deutschland. Soziale, politische und kulturelle Lebenswelt. Opladen: Leske + Budrich, S. 63-84
- Terlinden, Gerlinde (1994a): Gesellschaftliche Modernisierung und Stadterneuerung. In: Meyer, Sibylle, Eva Schulze (Hg.): Ein Puzzle, das nie aufgeht. Stadt, Region und Individuum in der Moderne. Berlin: edition sigma, S. 65-76
- Terlinden, Gerlinde (1994b): Die drei Kulturen des Wohnens. Ein theoretisches Konzept für eine Untersuchung sozialer und ästhetischer Leitbilder in Architektur, Städtebau und Innengestaltung. In: Dörhöfer, Kerstin (Hg.): Wohnkultur und Plattenbau: Beispiele aus Berlin und Budapest. Berlin: Reimer. S. 17-32
- Wagner, Michael (1989): Räumliche Mobilität im Lebensverlauf. Eine empirische Untersuchung sozialer Bedingungen der Migration. Stuttgart: Enke
- Wenzel, Luise (1994): Die Großsiedlung Berlin-Hohenschönhausen. In: Dörhöfer, Kerstin (Hg.): Wohnkultur und Plattenbau: Beispiele aus Berlin und Budapest. Berlin: Reimer. S. 55-66

- Wiegand, Erich (1993): Wohnung. In: Noll, Heinz-Herbert, Erich Wiegand (Hg.): System sozialer Indikatoren für die Bundesrepublik Deutschland. Zeitreihen 1950-1991. Tabellenband der Abteilung Soziale Indikatoren des Zentrums für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA), S. 155-165
- Schulz zur Wiesch, Jochen (1988): Veränderungen der Stadtgesellschaft.. In: Hauff, Volker (Hg.): Stadt und Lebensstil. Weinheim und Basel: Beltz, S. 41-53
- Winkler, Gunnar (Hg.) (1990): Sozialreport 1990. Daten und Fakten zur sozialen Lage der DDR. Bonn: Bonn Aktuell
- Zapf, Katrin (1994): Veränderte Lebensweisen und die neue Wohnungsfrage in Deutschland. In: Peissert, Hansgert, Wolfgang Zapf (Hg.): Gesellschaft, Demokratie und Lebenschancen. Festschrift für Ralf Dahrendorf. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, S. 369-382
- Zapf, Wolfgang u.a. (1987): Individualisierung und Sicherheit. Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. Schriftenreihe des Bundeskanzleramtes. Heft 4. München: Verlag C. H. Beck

Anhang

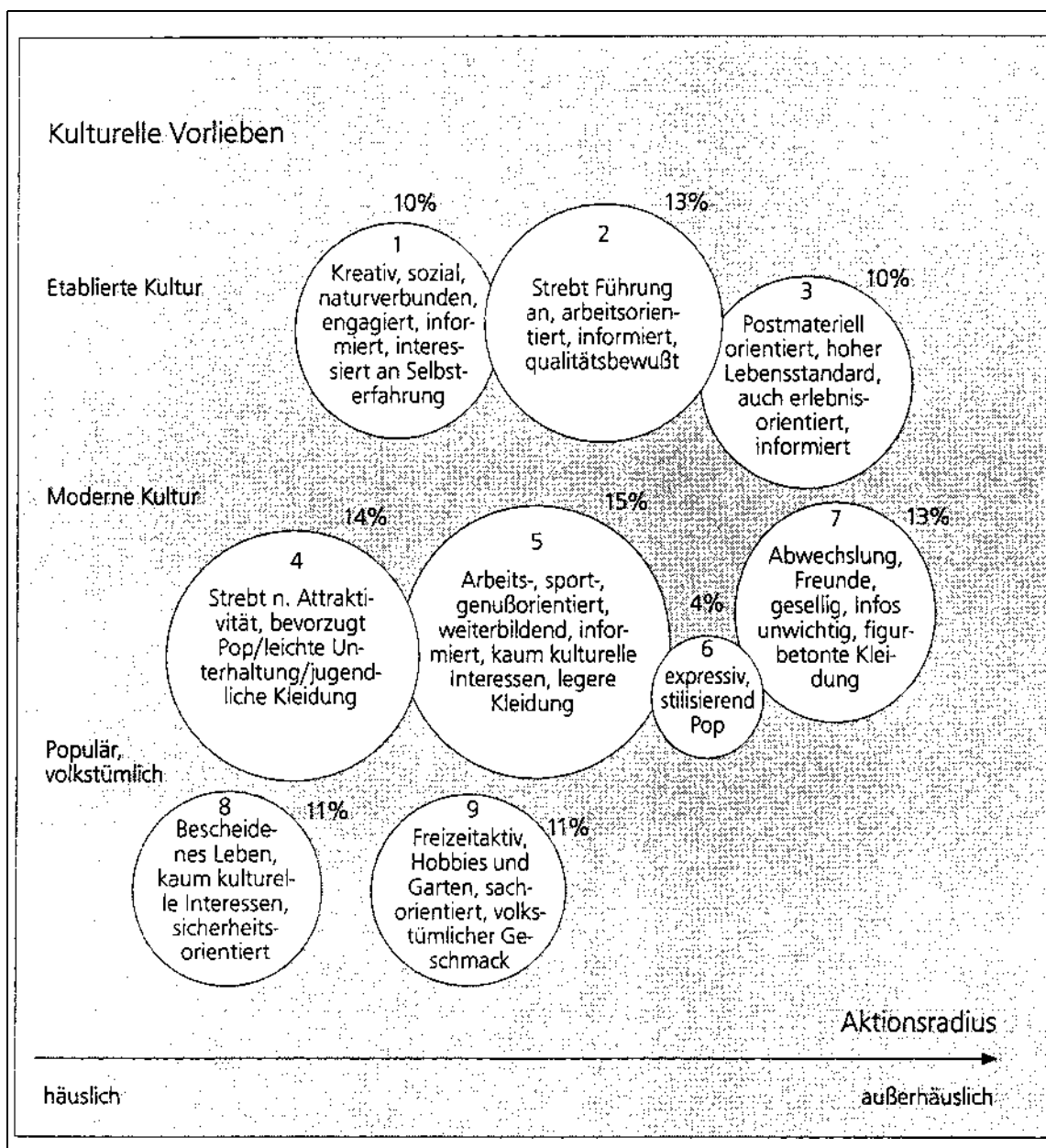
Kurzbeschreibung der im Wohlfahrtssurvey 1993 ermittelten Lebensstilgruppen in West- und Ostdeutschland

Westdeutschland:

In Westdeutschland sind drei hochkulturell interessierte Lebensstiltypen ermittelt worden; mit vier Gruppen zeigt sich die stärkste Differenzierung im modernen Erlebnis- und Spannungsbereich, und zwei Typen weisen traditionellere Orientierungen und Geschmacksmuster auf. Zusammengefaßt läßt sich die Gesamtheit der ausgemachten Lebensstiltypen wie folgt charakterisieren:

- Typ 1 (10%; n=163) zeigt ein starkes soziales Engagement, ein ausgeprägtes Interesse an der etablierten Kultur und an Selbstverwirklichung. Das Familienleben steht im Vordergrund.
- Bei Typ 2 (13%; n= 195) stehen berufliches Engagement und Erfolg im Lebensmittelpunkt.
Diese Gruppe pflegt einen gehobenen Lebensstandard, lebt in Familienhaushalten und hat ein ausgeprägtes Informationsbedürfnis.
- Lebensstiltyp 3 (10%; n=154) repräsentiert einen kulturell interessierten, hedonistischen Typ, mit hohem Aktivitätsgrad, hohem Lebensstandard und außerhäuslichen Freizeitbeschäftigungen.
- Lebensstiltyp 4 (14%; n=220) ist ein familiärer Typ, der seine Freizeit im häuslichen Umkreis verbringt. Von Interesse sind leichte, moderne Unterhaltung und ein attraktives Erscheinungsbild.
- Die fünfte, relativ große Gruppe (15%; n=226) zeichnet sich durch ihre Präferenz für Arbeit und Sport aus. Kulturelle und ästhetische Vorlieben sind wenig ausgeprägt.
- Lebensstiltyp 6 (4%; n=63) ist sehr expressiv, vielseitig und inszeniert sich durch Kleidungs- und Einrichtungsstil.
- Lebensstiltyp 7 (13%; n=200) ist der im Westen jüngste Typ und weicht im Hinblick auf Müßiggang vom Durchschnitt ab. Freizeit, Geselligkeit und Freunde haben überragende Bedeutung.
- Bei Lebensstiltyp 8 (11 %; n=167) handelt es sich um einen sehr sicherheitsorientierten, passiven und wenig interessierten Typ.
- Der häusliche Umkreis steht bei der neunten Gruppe (1 1%; n=173) im Vordergrund, sie könnte als „freizeitaktive Handwerker und Gärtner" bezeichnet werden.

Abb. 1: Lebensstile in Westdeutschland

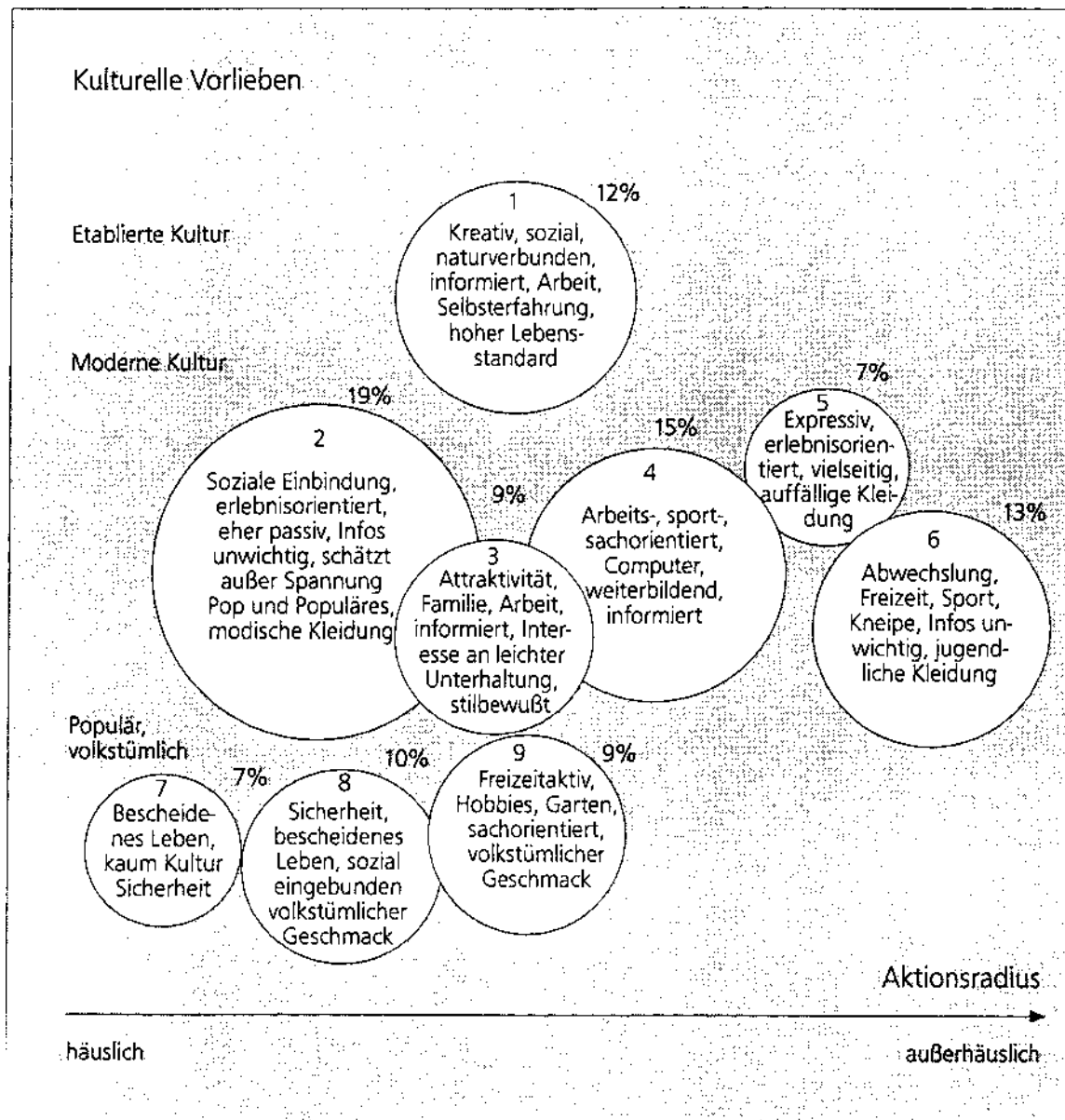


Sozialstruktureller Hintergrund der Lebensstilgruppen

	Lebensstilgruppe									
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	insg.
Alter (Durchschnitt)	41	44	30	36	37	41	27	49	49	39
Frauenanteil	67	56	46	74	14	53	44	67	30	49
Schulabschluß										
max. Hauptsch.	21	18	10	53	34	54	48	87	78	44
Realsch., 10. K.	38	33	35	36	48	31	41	12	18	34
Abitur, Fachabi	42	52	56	11	18	15	11	1	4	22

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1993; eigene Berechnungen

Abb. 2.: Lebensstile in Ostdeutschland



Sozialstruktureller Hintergrund der Lebensstilgruppen

	Lebensstilgruppe									
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	insg.
Alter (Durchschnitt)	44	32	45	36	38	25	50	49	48	39
Frauenanteil	48	63	59	40	43	18	55	91	37	50
Schulabschluß										
max. Hauptsch.	20	16	29	4	5	14	68	61	40	25
Realsch., 10. K.	36	79	56	46	61	75	32	37	50	55
Abitur, Fachabi	44	5	16	50	34	2	/	2	10	20

Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1993; eigene Berechnungen

Ostdeutschland:

- Unter den „hochkulturell“ Interessierten (12%; n=97) ist - anders als in Westdeutschland - nur ein Lebensstiltyp ermittelt worden. Die in Westdeutschland anzutreffenden, unterschiedlichen Gruppen, mit einerseits hohem sozialem Engagement und Interesse an Selbstverwirklichung und mit andererseits ausgeprägter Berufsorientierung, bilden in Ostdeutschland einen Lebensstiltyp. In Ostdeutschland hat sich der postmaterielle, vielseitig Interessierte (noch?) nicht herauskristallisiert. Die größte Differenzierung tritt mit fünf Typen im Erlebnis- und Spannungsbereich auf. Hier lassen sich folgende Lebensstiltypen erkennen:
- Bei Lebensstiltyp 2 (19%; n=154) ist ein einfaches, familienzentriertes Leben vorherrschend. Abwechslung ist ein wichtiges Lebensziel. Die Freizeit wird zu Hause verbracht, Action und Science fiction im Fernsehen (Video) oder als Lektüre vermitteln die erwünschte Spannung.
- In der Gruppe drei (9%; n=68) steht die Familie im Zentrum, Erwerbsarbeit und Sachthemen sind ebenfalls relevant. In Hinblick auf die kulturellen Interessen handelt es sich um einen Mischtyp zwischen moderner und traditioneller Unterhaltung. Attraktivität ist ein Lebensziel von herausragender Bedeutung.
- Gesellschaftliches Engagement, Führungspositionen und Arbeit sind dem vierten Typ wichtig (15%; n=119). In der Freizeit stehen aktiver Sport und Weiterbildung im Vordergrund.
- Lebensstiltyp 5 (7%; n=59) ist ein sehr vielseitiger, expressiver und informierter Typ.
- Spannung und Abwechslung stehen bei der sechsten Gruppe (13%; n=100) im Vordergrund, vor allem bezogen auf Medienkonsum oder Sport.
- Lebensstile mit Vorliebe für traditionelle Kulturformen sind in Lebensstiltyp 7 (7%; n=56) vereinigt. Merkmale dieser Gruppe sind Desinteresse und Häuslichkeit; Sparsamkeit und Sicherheit genießen höchste Priorität.
- Die achte, sehr sicherheitsorientierte Gruppe (10%; n=77) schätzt soziale Kontakte, aber keinerlei Auffälligkeiten.
- Lebensstiltyp 9 (9%; n=74), der „freizeitaktive Bastler und Gärtner“, lebt geordnet im Familien- und Gemeindekreis.

Photos von Wohnungen und Wohngegenden

ANNETTE
SPELLERBERG

SEITE 49



